



# Sezession

Autorenporträt  
Alexander Dugin

Martin Lichtmesz  
Identitärer Frühling

Martin Grundweg  
Augusterlebnis 1914

Günter Scholdt  
Krieg und Literatur

Benjamin Zschocke  
Krieg und Kunst

61

August 2014  
11 EURO  
ISSN 1611-5910  
[www.sezession.de](http://www.sezession.de)

## Sezession

Herausgegeben vom  
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang  
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,  
Götz Kubitschek (verantwortlich)  
und Erik Lehnert.

12. Jahrgang, Heft 61,  
August 2014

*Sezession* erscheint im Februar,  
April, Juni, August, Oktober und  
Dezember. Der Preis für das  
Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Ver-  
sandkosten. Wer *Sezession* für  
mehr als lesenswert hält, kann ein  
Förderabonnement (75 €/sechs  
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-  
resabonnement (sechs Hefte)  
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge  
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.  
Versand. Auslandsabonnenten be-  
zahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.  
Wird das Abonnement nicht bis zum  
30. November gekündigt, verlän-  
gert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel  
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-  
kunden gilt die Preisliste Nr. 11  
vom Oktober 2012.

Manuskripte sind stets willkom-  
men und sollten als Kurzbeitrag  
9000 und als Grundlagen-  
beitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leer-  
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:  
satz@sezession.de

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
06268 Steigra  
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de  
vertrieb@sezession.de  
www.sezession.de

Postbank Leipzig  
BLZ 860 100 90  
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

## 1 Editorial

### Bild und Text

- 2 **Liebes Pferd: Laokoon**  
Adolph Przybyszewski

### Grundlagen

- 4 **Autorenporträt Alexander Dugin**  
Michael Paulwitz
- 8 **Identitärer Frühling**  
Martin Lichtmesz
- 12 **Augusterlebnis 1914**  
Martin Grundweg
- 16 **Die Geburt des Augusterlebnisses aus  
dem Geist der Philosophie**  
Frank Lisson
- 20 **Ein Tag im 20. Jahrhundert:  
der 24. Juli 1914**  
Stefan Scheil
- 24 **Der Krieg und die Schriftsteller**  
Günter Scholdt

### Bildinnenteil

- 28 **1914: Kunst und Kampf**  
Benjamin Jahn Zschocke  
(mit einer Bildauswahl der Ausstellung  
»1914 – Avantgarden im Kampf«)

### Kurzbeiträge

- 30 **Aus ernster Zeit – Komponisten im  
Ersten Weltkrieg**  
zusammengestellt von Götz Kubitschek
- 34 **Dominique Venner – Erinnerungen  
anlässlich seines ersten Todestages**  
Alain de Benoist

### Bücher

- 38 **75 Jahre auf den Marmorklippen**  
Erik Lehnert
- 41 **Lektüreflut zum Ersten Weltkrieg**  
Olaf Haselhorst

- 44 **Rezensionen**

### Vermischtes

- 54 **In Stablgewittern – Eckartschrift –  
Georg Trakl – Truntlack – The Beast of  
Berlin – IfS – Der Gerade Weg**

Titelbild: Rudolf Riege »Angriff 1914«

## Seenahme im Netz oder Schivelbusch liest Schmitt

von Götz Kubitschek

Der Kulturhistoriker und Mentalitätssoziologe Wolfgang Schivelbusch hat mit seiner Dankesrede zur Verleihung des Lessing-Preises 2014 der Freien und Hansestadt Hamburg die Tradition der fruchtbaren Auseinandersetzung linker Theoretiker mit dem Werk Carl Schmitts fortgesetzt. Erinnert sei an Joachim Schickel, der Schmitts *Theorie des Partisanen* für die Revolutionsrechtfertigung der sich radikalierenden Linken nach 1968 entdeckte (zusammengestellt in: *Gespräche mit Carl Schmitt*, Berlin 1993) oder an Jacob Taubes, der sich für Schmitts *Politische Theologie* interessierte: Wir verdanken ihm den Hinweis darauf, daß in die israelische Verfassung von 1949 Überlegungen aus Schmitts *Verfassungslehre* von 1928 eingeflossen seien (Beleg: *Ad Carl Schmitt*, Berlin 1987). Und dann ist da noch der »Dutschke von Wien«, Günter Maschke, der sich nicht zuletzt aufgrund einer intensiven Auseinandersetzung mit Schmitts Werk zu einem wirkmächtigen Reaktionär mauserte.

Schivelbusch nun bezog sich in seiner Rede vom 9. Februar dieses Jahres auf ein Kapitel aus Schmitts *Der Nomos der Erde*. Sie ist in verschriftlichter Form in der Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, *Mittelweg* 36, erschienen (Heft April/Mai 2014).

Schivelbusch weist in seinem Text auf die unterschiedlichen Reaktionen hin, die die Enttrollungen rund um den NSA-Abhör- und Ausspähskandal diesseits und jenseits des Atlantiks hervorgerufen hätten, wobei er mit »jenseits« nicht nur die USA, sondern auch Großbritannien meint. Unaufgeregt hätten nicht nur die Regierungen dieser beiden Staaten reagiert, sondern auch die Medien, und die dahinterstehende Mentalität lasse sich »in etwa durch die beiden rhetorischen Fragen charakterisieren: Was regen sich die Europäer denn so auf? Und: Nehmen die am Ende die demokratischen Prinzipien wirklich ernst?« Wie Hohn müsse das der bildungsbürgerlichen Elite der Bundesrepublik in den Ohren klingen, die doch »nach 1945 die Botschaft der britisch-amerikanischen Umerzwehung bereitwilligst aufnahm«, und so langsam dämmere es der gekränkten Partei: »Sie ist schlicht und einfach nicht mehr Herr im eigenen Haus.« Schivelbusch – er verwendet (man muß es festhalten!) das rechte Schlüsselwort Umerz-

ziehung ohne Anführungszeichen – bezeichnet im weiteren Verlauf das Verhalten der USA als Schritt hin zu einer Rückkehr in die »anglo-amerikanische Spielart des Herrenrasse-Denkens«: Die Bruchlinie sei eben jene, »die seit der frühen Neuzeit das kontinentale vom insularen Europa trennt«.

In seiner Bestimmung dieser mentalen Bruchlinie folgt Schivelbusch nun den Ausführungen Carl Schmitts aus dessen *Nomos der Erde*: England habe als erste europäische Macht die Weltmeere nicht als zu überwindende Trennung zwischen Land und möglicher Kolonie, sondern als »Weltverbindungsmedium« begriffen und genutzt. Hätte es nun den Versuch unternommen, sich den Ozean anzueignen, hätte es sich alle anderen Nationen zum Feind gemacht.

Statt dessen erklärte es die Meere zu einer Sache aller und niemandes: *res omnium et nullius*. Indes: »Das formell herrenlose und allen gleichermaßen zustehende Meer wurde faktisch von der englischen Flotte kontrolliert.« Es war – diplomatisch genial verschleiert durch eine juristische Allgemeinheitsformel – die Beute eines einzelnen.

Wie fruchtbar Schivelbusch Schmitt liest, zeigt er, indem er diese verschleierte Seenahme mit der heutigen Raumnahme im *cyberspace* vergleicht: »Die Rolle der englischen Flotte nehmen heute die privatwirtschaftlichen, also formell unabhängigen, real also mit den Geheimdiensten amalgamierten Unternehmen der Informations- und Kommunikationsindustrie ein.« Jeder Aufstand dagegen habe es nicht zuletzt deshalb so schwer, weil bloßes Know-how nicht ausreiche. Entscheidend sei ein Convince-how, also die Kunst, alle anderen von der Lauterkeit der eigenen Absichten zu überzeugen.

Was meint Schivelbusch damit? In meinen Worten: Der *cyberspace* ist die Beute weniger Riesen (Amazon, Google, Facebook, Yahoo usw.), denen es gelingt, das geistige Besatzungsregime als allgemeine Freiheit zu verkaufen und die Masse dazu zu verführen, freiwillig zur Beute zu werden. Alle anderen dürfen mit ihren Schaluppen bei Ebbe auslaufen. Um derlei perfide Strategien in die Tat umzusetzen, bedarf es einer ortlosen Mentalität.

Schivelbusch hat Tiefenlinien seziert. ■



## Liebes Pferd: Laokoon

von Adolph Przybyszewski

Das berühmte Trojanische Pferd war gewiß kein »liebes Pferd«. Der listenreiche Odysseus hatte das hölzerne Ungetüm nach zehnjährig vergeblicher Schlacht und Belagerung als vorgebliches Opfergeschenk an Trojas Gestaden aufstellen lassen. Der Flotte Agamemnon gab er vor abzusiegeln, um außer Sicht zu lauern und das Sturmsignal zu erwarten. Das hölzerne Pferd barg kein Heil, es verbarg nichts anderes als eine Handvoll Feinde Trojas in seinem hohlen Leib, die von den verblendeten Städtern mit der scheinbaren Opfergabe in ihre mächtige Polis geführt wurde. Bestärkt hatte sie darin eine Jammergeschichte des vermeintlich abtrünnigen Griechen Sinon, der damit ihr Vertrauen allzu leicht gewinnen konnte. Vergeblich warnte der Priester Laokoon seine Landsleute, wie uns Vergils *Aeneis* überliefert: »Was es auch sei, mir bangt vor dem Danaer, bring' er Geschenk auch!« heißt es in VosSENS klassischer Übertragung. Laokoon stieß mit der Lanze an den hohl klingenden Rumpf des Pferds. Als dann aus dem Meer zwei gewaltige Schlangen hervorbrachen und ihn mit seinen zwei Söhnen töteten, sahen die Troer darin eine Strafe der Götter für den Zweifel des Priesters.

Das Verhängnis der Polis nahm seinen Lauf: Die Bereicherung entpuppte sich als Danaergeschenk, die so in die Stadt geschleusten Feinde begannen das Ausmorden der Einheimischen inmitten ihrer Mauern, öffneten den fremden Krieger die Tore, der Untergang des alten Troja war gekommen. Der Tod des Laokoon, in der hellenischen Antike zu einer grandiosen, in der Renaissance wiederentdeckten Skulptur geformt, wurde zum Anlaß elaborierter kunstästhetischer Betrachtungen, vor allem aber ist er auch Teil eines politischen Mythos – der hier wenigstens zwei Wendungen erlaubt: Wo die Polis ihre Feinde nicht erkennen will, wo man lästige Warner göttlicher Strafe verfallen wähnt, historisch vermeintlich widerlegt und daher des Stigmas wert, da droht das Ende. Doch läßt der Mythos anderes als den Untergang zu? Die Schlangen, die nicht nur den Mahner Laokoon, sondern sogleich auch seine Nachkommen ausmerzen, scheinen von der Göttin geschickt, das Geschehen ohne Ausweg – ist alles, was entsteht, auch wert, daß es zugrunde geht?

Im Linolschnitt des Künstlerkollektivs »Liebes Pferd« kämpfen Pound als Laokoon, Jünger und Céline an der Stelle der Priestersöhne mit den Schlangen des 20. Jahrhunderts,

die sich auf einem pazifistisch überzeichneten Grund wohl aus dem Ersten Weltkrieg heraus erheben. Diese drei so unterschiedlichen »Umstrittenen« erscheinen dem aufgeklärten Blick jenseits der modernen Mythen und ideologischen Signaturen als prekäre und hellsichtige Warner ihrer Zeit wie jener Troer: Ihr Ekel angesichts grassierenden moralischen Maulheldentums, der intellektuellen Mitläufer und emanzipierten Kollaborateure wechselnder Herren, der schlaun Ausverkäufer des Eigenen, die stets nur ihr kleines und großes Geschäft machen, hat sich in Form und Temperament verschieden geäußert, in fressendem Haß und entblößendem Blick, im Gestus kalter Désinvolture bis hin zur Transformation in den großen Gesang, der zugleich ab- und aufschließt. Drei alte weiße Männer, längst in ihren Gräbern verrottet, verstören hierzulande noch heute: Wer sich im Milieu der Feuilletons und Universitäten auf sie beruft, ruft genau jene couragierten Opportunisten und Exekutoren auf den Plan, deren Typus sich im Wechsel der politischen Systeme kaum ändert – »Endzeit ist immer« (Fritz Usinger).

Daß sich mit dieser Graphik ein Künstlerkollektiv zurückmeldet, das 1993 scheinbar spurlos verschwand, läßt aufmerken: 1989 hatte es sich in Dresden als sehr junges Projekt einer lebendigen und mit der Wende zunächst weiter auflebenden Szene zusammengefunden, in der es wenig ideologische Verhärtungen gab. Aus gemeinsamen Krachkonzerten und bei der Besetzung leerstehenden Wohnraums war offensichtlich das Bedürfnis aufgekommen, den Um- und Aufbruch der Verhältnisse in der verrottenden DDR künstlerisch aufzugreifen und experimentierend weiterzutreiben. Eklektizismus wurde dabei Programm, und zwar auf damals in Deutschland unerhörte Weise: Unbefangen mischten die jungen Männer und Frauen anrühige ideologische Zeichen jedweder Provenienz, griffen auf Malewitsch und Heartfield ebenso zurück wie auf völkische Elemente, kombinierten munter Insignien des von vielen in Ost und West weiter hofierten Sozialismus mit denen des Nationalsozialismus und der westlichen Popkultur. Man trat als Produktionskollektiv auf, gab sich den dadaistisch anmutenden Namen und ein archaisches Gruppensignum. Um 1990 schien vieles möglich, mit dem Kollabieren des Ostblocks sollte endlich auch die jahrzehntelange Reverenz zur Disposition zu

KG Liebes Pferd »Laokoon«  
aus dem Zyklus »Kriegs-  
welt«, Linolschnitt, exklu-  
sive Auflage von 14 + 18  
Drucken (insgesamt 32) als  
signierter und numerierter  
Handabzug auf 230 g  
Hahnemühle Bütten, Blatt-  
format 40 x 54 cm. Gegen  
54 € zzgl. 5.60 € erfolgt der  
Rollenversand als Päck-  
chen auf dem Postweg.

Weitere Informationen  
zur Künstlergruppe:  
[www.liebes-pferd.eu](http://www.liebes-pferd.eu)

Bestellungen telefonisch  
über die Sezession:  
034632-90941



stehen, die erschütternd viele Intellektuelle im Westblock sozialistischen Massenmördern als Gründungsvätern besserer Welten erwiesen hatten. Die folgenden zwanzig Jahre freilich zeigten, daß diese Energie besonders im Land der deutschen Untertanen schnell wieder eingefangen und kanalisiert werden konnte – die Freiheit kam aus dem Osten und dorthin irgendwo scheint sie verschwunden.

Was »Liebes Pferd« damals noch etwas linksch und unbeholfen, dafür nicht minder provokant aufgriff, hatte sein Vorbild in der SozArt von Komar und Melamid in der Sowjetunion der 1970er Jahre, vor allem aber in der destabilisierenden »Neuen Slowenischen Kunst« der Industrial-Klassiker »Laibach« und der Künstlergruppe »Irwin« aus Jugoslawien. Deren virtuoses Spiel mit den Symbolen der großen Ideologien des langen 19. Jahrhunderts, des Kommunismus, Faschismus, Nationalsozialismus und Demokratismus, entzieht sich bis heute dem scheinmoralischen Überbau des Konzern- und Konsumkapitalismus, verfällt damit auch nicht restlos der bloßen Verformung zur Ware. Während sich etwa die Musikkapelle »Rammstein«, ein popkulturelles Derivat von »Laibach« und der eigenständigen Punk-Kultur der DDR, eilfertig vom »Rechts«-Verdacht distanzierte, um

weiter wohlfeil zu sein, blieben die Slowenen bis heute koscher. Elegant und provokant ist ihre bekannte Antwort auf die inquisitorische Denunziationsfrage, ob sie Faschisten seien: »Wir sind in dem Maße Faschisten, wie Hitler ein Maler war« – weshalb sie weiter einmal »kommunistischer«, ein andermal »faschistischer« Sympathien verdächtigt werden. Stützen sie sich auf den schwitzenden slowenischen Philosophen und Suhrkamp-Autor Slavoj Žižek, mußte sich »Liebes Pferd« ganz allein und ohne eine wagemutige intellektuelle Szene in Großwestdeutschland zu behaupten suchen. Gelang dies am Anfang noch in Dresden, griff doch auch dort schon bald vorausseilende Anpassung um sich, und als die westdeutschen Medien das Thema entdeckten, wurde es bedrohlich: Anfangs von NS-affinen Skinheads attackiert, die das verstörende Konzept der Gruppe sowenig verstanden wie DDR-nostalgische »Linke« und die Gauck-Typen des Übergangs, hetzte nun ein TV-Beitrag die Meute offen auf diese experimentierfreudigen jungen Künstler(innen), die ihr Projekt daraufhin klugerweise sofort beendeten. Wenn sich »Liebes Pferd« heute wieder zeigt, heißt das nicht, daß sich die Lage geändert hätte – spannend bleibt jedenfalls, was uns das Kollektiv hier künftig künstlerisch bieten kann. ■

## Autorenporträt Alexander Dugin

von Michael Paulwitz

Es hat lange gedauert, bis der deutsche Medien-Hauptstrom den russischen Philosophen und politischen Denker Alexander Dugin als ideale Projektionsfläche und Inkarnation all jener bösen Geister entdeckt hat, die man gemeinhin mit dem Rußland Wladimir Putins verbunden sehen möchte. Durch die Leitmedien geistert seither das Bild vom »Neofaschisten« und »rechtsradikalen Polit-Guru« Dugin, der zugleich Vordenker von Präsident Putin und dessen Außenpolitik sei.

Die meisten dieser Etikettierungen gehen auf die Arbeiten des Osteuropa-Historikers Andreas Umland zurück, der in deutschen, englisch- und russischsprachigen Publikationen schon seit Mitte des vergangenen Jahrzehnts vor dem Aufkommen eines »integralen Antiamerikanismus« in Rußland warnt und in Dugin eine Schlüsselfigur eines neuen russischen »Faschismus« sieht. Als Beleg dienen zumeist provokante Zitate aus dessen »nationalbolschewistischer« Phase in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. In einem 2007 in den *Blättern für deutsche und internationale Politik* erschienenen Aufsatz unterstellt Umland Dugin wegen der geopolitischen Fundierung seines »Neo-Eurasismus« eine »Affinität zum deutschen Nazismus«. Die tatsächliche Relevanz des schillernden und bisweilen irrlichternden Geistes Dugin ist in solchen Schubladen allerdings kaum zu erfassen.

### »Nationalbolschewist« und »Konservativer Revolutionär«

Deutschen Konservativen und Rechtsintellektuellen ist Dugin schon weit länger ein Begriff. Wolfgang Strauss, der in Hans-Dietrich Sanders *Staatsbriefen* regelmäßig und ausführlich über die vielfältigen Strömungen des russischen nationalen Wiedererwachens in der Jelzin-Zeit nach dem Augustputsch 1991 berichtete, beurteilte Dugin skeptisch. Von 1994 an charakterisierte er den zu jener Zeit eng mit dem französischen Nouvelle-Droite-Theoretiker Alain de Benoist verbundenen »Nationalbolschewisten« Alexander Dugin, der in Moskau in Anlehnung an Benoists *Éléments* die Vierteljahreszeitschrift *Elementij* herausgab, als Wortführer einer »neonapoleonischen Nouvelle-droite-Entente«, als »germanophoben« und frankophilen Konterpart einer deutschfreundlichen russischen Rechten in der slawophilen Tradition Alexander Solschenizyns.

Doch das war nur eine von vielen Etappen auf dem geistigen und politischen Weg Alexander Geljewitsch Dugins. Geboren am 7. Januar 1962 als Sohn eines Generalobersten des sowjetischen Militärgeschichtsdienstes und einer Ärztin, bewegte sich der jugendliche Dugin nach seiner Aufnahme in das Moskauer Staatliche Luftfahrtinstitut zunächst in esoterisch-okkulten Kreisen. 1980 soll er einem NS-mystischen Geheimzirkel beigetreten sein. Auf jene Jahre datiert auch seine Freundschaft mit Gaidar Djemal, heute ein einflußreicher Islamist. Beide schlossen sich 1988 der traditionalistisch-monarchistischen »Nationalpatriotischen Front – Pa-

»An die Stelle der totalitären Nichtinfizierung ist die totalitäre Gleichgültigkeit getreten. Die Mehrheit der politischen Parteien haben sich zu sozialen Bewegungen formiert und verfolgen nur noch Konjunkturziele. Praktisch nirgends kann man eine klare und konsequente Weltanschauung finden, die den Menschen aus dem Zustand der schlummernden Gleichgültigkeit befreien kann.«

aus dem *Manifest der Eurasischen Bewegung* (2001)

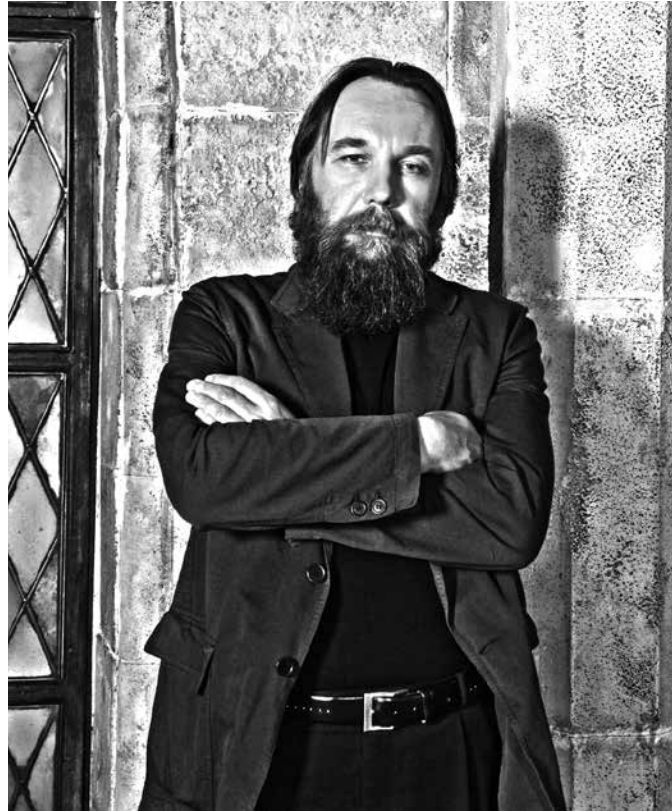
met« an, wurden aber nach kurzer Zeit wieder ausgeschlossen. Im Umbruchjahr 1990 wird Dugin Produzent einer Fernsehserie, »Tajni Veka« (Geheimnisse des Jahrhunderts), in der er – dank des Zugangs zu den KGB-Archiven, den ihm sein Vater ermöglicht hat – magisch-mystisch-wunderliche Phänomene und »Geheimwissen« über Wunderwaffen, Freimaurer und dergleichen aufarbeitet. Eine Neigung zum Esoterischen durchzieht Dugins Äußerungen bis zum heutigen Tag.

Schriftstellerisch und journalistisch ist Dugin seit 1982 tätig. Als frühe Quellen der Inspiration nennt er den französischen Traditionalisten René Guenon, aber auch Julius Evola, dessen *Heidnischen Imperialismus* er ins Russische übersetzt. Zu Sowjetzeiten antikommunistisch, beginnt mit dem »liberalen« Umsturz und dem Ende der Sowjetunion Dugins »nationalbolschewistische« Phase, die von 1991 bis 1998 währt. Er sei auf der Suche nach einer »antiliberalen Synthese von links und rechts« gewesen, bekennt er rückschauend in einem Interview. Dugin unterstützt den langjährigen Führer der wiedergegründeten kommunistischen Partei Rußlands, Gennadij Sjuganow, bei der Abfassung eines Parteiprogramms; 1993 wird er Mitgründer der Nationalbolschewistischen Partei und einflußreicher Kopf hinter deren Anführer Eduard Limonow, der 1994 die politische Bühne betritt. Später unterstützt Dugin die radikale Abspaltung Nationalbolschewistische Front und bricht mit Limonow.

Dugins Lektürepensum in diesen Jahren scheint immens. Als Herausgeber der *Elementij* und Kolumnist der antiliberalen Wochenzeitung *Den* (Tag) rezipiert er, zweifellos unter dem Einfluß Alain de Benoists, deutsche und europäische Autoren und macht das russische Publikum mit ihnen bekannt – von Carl Schmitt bis Karl Haushofer, von Ernst Jünger bis Ernst Niekisch. Besonders häufig rekurriert Dugin auf den Wallonen Jean-François Thiriart und dessen Bewegung Jeune Europe. Thiriarts 1964 erschienenes Hauptwerk, das ein Europa jenseits der Blöcke und des Kalten Krieges als »Reich der 400 Millionen« zeichnet, hat Dugins eurasische Theorie maßgeblich beeinflusst.

Bereits in der ersten Ausgabe der *Elementij* von 1992 ist ein ausführlicher Aufsatz Dugins der »Konservativen Revolution« als »Drittem Weg« jenseits von Liberalismus und Marxismus gewidmet. Dugin stellt darin unterschiedliche europäische Strömungen der Gegenmoderne – den italienischen Faschismus, die spanische Falange, die rumänische Eiserne Garde, die »Eurasier« der slawophilen russischen Emigration der zwanziger und dreißiger Jahre – vor und gibt einen Überblick über die deutsche Konservative Revolution, von den »Völkischen« bis zu den ihn besonders ansprechenden Nationalbolschewisten. Seine Auseinandersetzungen mit der Konservativen Revolution sind unter diesem Titel – *Konservativnaja revolucija* – 1994 im Verlag des von ihm gegründeten »Arktogaea«-Zentrums in Buchform erschienen und auf dessen Netzplattform ([www.arcto.ru](http://www.arcto.ru)) auch heute noch, ebenso wie zahlreiche weitere seiner seit 1989 erschienenen Bücher, in russischer Sprache abrufbar.

Die Unbefangenheit in der Aneignung vordem verpönter Ideen und Symbole, aber auch die Radikalität und polemische Härte der Auseinandersetzung spiegeln die geistige Freiheit, ja Freizügigkeit im Rußland der Ära Jelzin, in der praktisch alles gedacht, gesagt und gedruckt werden konnte. Das provokative Signet der – 2005 verbotenen – Nationalbolschewistischen Partei stellt ein rotes Banner mit weißem Mittelkreis dar, in dem statt der Swastika Hammer und Sichel prangen. Aufsätze wie Dugins 1997 veröffentlichte und unverkennbar von Armin Mohlers Begeisterung für den »faschistischen Stil« inspirierte Skizze eines »genuin russischen Faschismus«, auch wenn er ihn von den »rassistischen und chauvinistischen« Aspekten des deutschen Nationalsozialismus abzugrenzen



»Die, die sich mit dem Liberalismus nicht abfinden wollen, befinden sich in einer trostlosen Lage, denn der siegreiche Feind hat sich aufgelöst und ist verschwunden; man schlägt nur noch ins Leere. Wie kann man Politik betreiben, wenn es keine Politik mehr gibt? Um uns den einzig möglichen Ausweg zu bahnen, müssen wir die herkömmlichen politischen Theorien ablehnen, seien sie Verlierer oder Gewinner; unsere Vorstellungskraft aufs äußerste anstrengen; die Realität einer neuen Welt begreifen; die Herausforderungen der Postmoderne entlarven; und etwas Neues schaffen, jenseits der politischen Kämpfe des 19. und 20. Jahrhunderts.«

aus der *Vierten Politischen Theorie*

versucht, liefert bis heute die Stichworte für die einschlägige Schubladisierung des bekennenden Antiliberalen Alexander Dugin, der seine frühen Schriften nicht versteckt. Daß er auch den deutschen Nationalsozialismus differenziert betrachtet und beispielsweise in der europäischen Orientierung der Waffen-SS Ansätze für die von ihm gesuchte »Dritte Position« sieht, macht seine Sache vor dem Urteil der ideologischen Scharfrichter unserer Tage kaum besser. Für einen politisch korrekten Entlarver wie Andreas Umland sind freilich schon die von Dugin zitierten Autoren ein hinreichender Beleg für seine »faschistische« Grundeinstellung.

### Heideggerianer und Geopolitiker

Die Linke habe weder geopolitisch noch ideologisch eine Gegenposition zum liberalen Universalismus nach dem Zusammenbruch der Ordnung von Jalta zu bieten, konstatiert Dugin in seiner »Konservativen Revolution«. Unabhängig von den Um- und Irrwegen seiner Versuche auf dem Gebiet der Politik – neben der gescheiterten Gründungsinitiative zu einer Partei »Proletarische Templer« gründete er 2001 die Eurasische Partei, die später als Eurasische Bewegung firmieren sollte – verfolgt Dugin die Suche nach einer solchen Gegenposition in seinem Denken und Schreiben mit bemerkenswerter Beständigkeit.

Einen Ansatzpunkt hat Alexander Dugin, der sich nach seiner Abkehr vom Nationalbolschewismus zunehmend slawophilen und orthodoxen Traditionen zuwendet, früh in der Erneuerung des »Eurasismus« entdeckt. Geopolitisches Denken ist die eine originäre Zutat Dugins zum Neo-Eurasismus, dem er die Theorie des britischen Geographen und Geopolitikers Halford Mackinder vom globalen Antagonismus der Land- und Seemächte und des Kampfes um die Kontrolle des eurasischen »Herzlandes« – Osteuropa, Rußland, Westsibirien – hinzufügte. So wie das 19. Jahrhundert in Rußland vom Gegensatz zwischen europäisch orientierten »Westlern« und die russische Eigenart betonenden »Slawophilen« und das 20. vom Kampf »roter« Bolschewisten und ihrer »weißen« Gegenspieler geprägt gewesen sei, stehe das 21. im Zeichen des Gegensatzes von »Eurasisten« und »Atlantisten«, heißt es im Manifest seiner »Eurasia«-Bewegung. Eurasien und Rußland seien Schauplatz »einer neuen anti-amerikanischen Revolution«, schreibt er bereits 1997 in seinen *Grundlagen der Geopolitik*. Das »eurasische Imperium« solle auf der Basis der »Ablehnung des Atlantismus und der strategischen Kontrolle der USA« entstehen. Im politischen Kern greift Dugins Eurasien-Denken Carl Schmitts Konzeption einer »völkerrechtlichen Großraumordnung mit Interventionsverbot für raumfremde Mächte« auf.

Dugins zweite, noch bedeutendere Leistung ist die Erschließung Martin Heideggers für das russische Denken. In seinem von der Fachwelt mit Respekt und großer Beachtung aufgenommenen Werk *Chajdegger: Vozmoshnost russkoj filosofii* (Heidegger: Die Möglichkeit einer russischen Philosophie, 2011, nicht übersetzt) kritisiert Dugin, 2008 zum Professor an der soziologischen Fakultät der Moskauer Lomonossow-Universität und Leiter des Zentrums für konservative Studien berufen, die bisherige russische Philosophie als im wesentlichen nichteigenständigen, inkonsistenten, »un-eigentlichen« Ableger westlicher Schulphilosophie, deren Drang zur Systematisierung und Vereinfachung dem russischen Wesen im innersten widerspreche. So wie Heidegger die vorangegangene abendländische Philosophie abgeschlossen und zu einem neuen Anfang geführt habe, könne seine Daseins-Philosophie besser als jedes andere Modell zum Ausgangspunkt eines neuen russischen Denkens werden. Dieses solle das »Da-Sein« in den Mittelpunkt stellen, nicht nur in seiner zeitlichen, sondern vor allem in seiner räumlichen Gebundenheit an das spezifisch russische »In-der-Welt-Sein«. Das »russische Design«, spielt Dugin, der hier grundsätzlich die deutschen Termini benutzt, mit den Worten, sei »prinzipiell und wesentlich chaotisch, steht also auch in einem prinzipiell andern Verhältnis zum Sein als das europäische Dasein«. Das russische »Da-Design« ist für Dugin »das Sein der Erde, ist eine Erde für alle, ist die Russische Erde, und wir sind die Träger der Philosophie dieser Erde«.

### Eine »Vierte Politische Theorie«

Heideggers »Ereignis«, die Rückkehr des Seins, liefert Dugin die philosophische Fundamentierung dafür, daß die Welt multipolar und in Großräumen geordnet und die unipolare Hegemonie des Amerikanismus ab-

»Ich liebe die Wurzeln deutscher Kultur. Aber es gibt sie nicht mehr. Deutschland ist heute eine Art Gegen-Deutschland. Sie lesen Ihre eigenen Autoren nicht mehr, Sie verstehen sie nicht mehr, und Sie diskutieren nicht mehr über sie.«

aus dem *Spiegel*-Interview (29/2014)



geschüttelt werden müsse, um die liberalistische Fremdbestimmung des Daseins zu überwinden. Seine Heidegger-Rezeption läßt sich daher nicht, wie von Günter Zehm in dessen »Pankraz«-Kolumne versucht, von seinem Neo-Eurasismus trennen. Zusammengeführt hat Dugin diese Gedankenstränge in seiner kürzlich auch in deutscher Sprache erschienenen *Vierten Politischen Theorie*. Nach dem Scheitern von Marxismus und »Faschismus« (im Nolteschen Sinne) und dem vorläufigen Sieg des Liberalismus in der Form von Globalismus und Amerikanismus müßten diese drei politischen Theorien in einer vierten überwunden werden, um die Fremdbestimmung des Daseins zu beenden.

Diese vierte Theorie soll keine Synthese der vorangegangenen sein, auch wenn sie deren positive Aspekte – die Idee der Freiheit von Tyrannei, die soziale Solidarität und die von Nationalismus und Fremdenhaß geläuterte Idee der nationalen Identität – zu integrieren suche. Auch geht es nicht um Fortsetzung vergangener ideologischer Bürgerkriege; »antifaschistische« und »antikommunistische« Ressentiments sind für Dugin ein ebenfalls zu überwindendes Herrschaftsinstrument des Liberalismus. Dieser sei der gemeinsame Feind, der authentischer Existenz und selbstbestimmtem Dasein im Wege stehe. Auch den Religionen, die er in »innerer Einheit« verbunden sieht, kommt hier eine wichtige Rolle zu. Dugin lehnt Feindschaft zu Juden und Muslimen ab; er plädiert für eine Interessengemeinschaft mit dem türkisch geprägten und arabischen Raum und betont die »Offenheit« der orthodoxen Kultur, die Rußland von den europäischen und asiatischen Zivilisationen unterscheide und der »Nationalismus« aus dem Reichsverständnis heraus fremd sei.

## Dugin und die russische Politik

Nicht zuletzt um Widersprüche zu umgehen, deklariert Alexander Dugin seine Theorie als Denkimpuls und nicht als abgeschlossenes System. Als Ideengeber und politischer Denker ist er zweifellos erfolg- und einflußreicher denn als Politiker. Nach seinem Bruch mit den Nationalbolshewisten wird er von 1998 bis 2004 Berater des Duma-Abgeordneten und Parlamentspräsidenten Gennadij Selezniow und Leiter eines geopolitischen Expertengremiums des russischen Parlaments. Dugins *Grundlagen der Geopolitik* dienen als Unterrichtswerk an Militärakademien. In den Medien sind Dugin und Mitglieder seiner Eurasischen Bewegung, von denen viele hohe Ränge in Politik und Administration bekleiden, regelmäßig und ausgiebig präsent.

Seine frenetische Unterstützung für den russischen Präsidenten Putin begründet Alexander Dugin damit, daß dieser seine Ideen aufgreife und umsetze. Daß er sich als »inoffizieller Ideologe« Putins und seiner Regierungspartei bezeichnet, ist eine Selbstüberhöhung; offiziell dementiert der Kreml ein Beraterverhältnis, Fakt ist aber, daß Wladimir Putin Ideen und Begrifflichkeiten Dugins durchaus verwendet, von der kürzlich gegründeten Eurasischen Union mit Weißrußland und Kasachstan bis zum Terminus »Neurußland«, mit dem Dugin die Krim und den Osten und Süden der Ukraine bezeichnet, die er dem russischen Großraum zurechnet. Dugin stilisiert sich gern zum Visionär, der Konflikte wie die Interventionen Rußlands in Georgien oder in der Ukraine lange vorhergesehen haben will. Wenn allerdings der pragmatische Machtstrategie Putin nicht so will wie der radikale Denker und »spirituelle Abenteurer« (Kerstin Holm) Dugin, wird letzterer unduldsam. Weil Putin nach dem Anschluß der Krim nicht auch umgehend »Neurußland« heimgeholt hat – eine Forderung, die sich durchaus nicht zwingend aus Dugins Großraumkonzept und Ablehnung von Nationalismus ergibt –, unterscheidet er in okkulter Sprache zwischen dem »solaren« und dem »lunaren« Putin, wobei letzterer in solchen Phasen von seinen westlich-liberalen Beratern dominiert werde.

Imposante Belesenheit und Eloquenz bescheinigen Dugin auch seine Kritiker. Bei Versuchen, vom politischen Ideengeber zum Agitator zu werden, verläßt ihn freilich die Formulierungskunst des öfteren. Als er in einem Aufruf dafür eintrat, bei Zusammenstößen in der Ukraine getötete Russen »mit dem Blut der Kiewer Junta« zu sühnen, forderte eine von mehr als zehntausend Unterzeichnern getragene Petition seine Entlassung als Lomonossow-Professor. Tatsächlich wurde sein Vertrag im Juni 2014 nicht mehr verlängert. Daraus, wie manche Beobachter, ein Schwinden seines Einflusses abzuleiten ist gleichwohl ein verfrühter Abgesang. ■

Bücher von Alexander Geljewitsch Dugin (Auswahl):

*Konservativnaja revolucija* (Die Konservative Revolution), 1994;

*Russkaja Veschtsch* (Die russische Sache), 2001;

*Filosofija Tradicionalizma* (Philosophie des Traditionalismus), 2002;

*Filosofija Politiki* (Philosophie der Politik), 2004;

*Filosofija Vojny* (Philosophie des Krieges), 2004;

*Chajdegger: Vozmoshnost russkoj filosofii* (Heidegger: Die Möglichkeit einer russischen Philosophie), 2011.

In deutscher Sprache:

*Die Vierte Politische Theorie*, London 2013.

Über Dugin (Auswahl):

»Jeder Westler ist ein Rassist«, Interview mit Alexander Dugin, in: *Der Spiegel* 29/2014, S. 120–125;

David Beetschen: »Dugin und Heidegger«, auf [blauenarzisse.de](http://blauenarzisse.de), 18. Oktober 2013;

Kerstin Holm: »Auf diesen Mann hört Putin«, in: *FAZ* vom 16. Juni 2014;

Wolfgang Strauss: »Germanophobie und Germanophilie der russischen Rechten«, in: *Staatsbriefe* 7–8/1994, S. 57–59;

Andreas Umland: »Faschismus à la Dugin«, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 12/2007, S. 1432–1435;

Andreas Umland (Hrsg.): *The Nature of Russian »Neo-Eurasianism«: Approaches to Aleksandr Dugin's Post-Soviet Movement of Radical Anti-Americanism*, New York 2009;

Günter Zehm (Pankraz): »A. Dugin und die Schimäre Eurasien«, in: *Junge Freiheit* 21/2014.

# Identitärer Frühling

von Martin Lichtmesz

Mag die Identitäre Bewegung in Deutschland immer noch in erster Linie eine virtuelle Angelegenheit sein – in Österreich, insbesondere in Wien, scheint die Magie zu wirken. Ein kräftiges Lebenszeichen gab es am 17. Mai dieses Jahres, als in der Hauptstadt eine gemeinsame Kundgebung von etwa 150 Vertretern und Sympathisanten der Identitären Bewegung aus Österreich, Frankreich, Deutschland, Tschechien, Italien und der Schweiz abgehalten wurde. Pünktlich zu den bevorstehenden Europawahlen stand sie unter dem Motto: »Unser Europa ist nicht eure Union«. Dies war die erste länderübergreifende Aktion dieser Art, wie auch die IB selbst die erste paneuropäische rechte Bewegung überhaupt ist, die ein gemeinsames Symbol und eine gemeinsame, elastisch gehandhabte Weltanschauung teilt. Der Auftritt geriet zur folgenreichen Provokation, die überraschend weite Kreise zog. Dies geschah nicht zuletzt dank eines Aufgebots von etwa 400 Antifaschisten und verwandten Linksradikalen, die eine Gegendemo anmeldeten und nach bundesdeutschem Vorbild versuchten, den Zug der Identitären zu blockieren und zu stören. Dadurch kam es zu Eskalationen zwischen der Polizei und den Gegendemonstranten, was zur Verhaftung von 37 Personen aufgrund des Verdachts auf »Landfriedensbruch, Störung einer Versammlung, schwere Sachbeschädigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt« führte. Die Belagerer der Demo skandierten die üblichen Slogans: »Polizisten schützen die Faschisten!«, weil sie sich um ihre Beute betrogen sahen. Ohne den Schutz der Polizei wäre es zweifellos zu gewalttätigen Übergriffen gekommen – nicht anders, als anlässlich des Akademikerballs der FPÖ in der Hofburg im Januar Tausende, teilweise aus Deutschland angekarrte Linksradikale in der Wiener Innenstadt beispiellose Verwüstungen anrichteten.

Noch lange nach Auflösung der Demonstration mußte die Polizei die Identitären vor den Nachstellungen der Antifas schützen und zu diesem Zweck ganze Straßenzüge abriegeln. So kam es zur grotesken Situation, daß ein Gasthaus stundenlang belagert wurde wie der Alcázar von Toledo.

»Linke und rechte Demos eskalieren«, es sei zu »Zusammenstößen« gekommen, lautete der mediale Tenor der ersten Stunden und Tage, ganz so, als wären beide Gruppen, die in Wahrheit kein einziges Mal miteinander in direkten Kontakt gekommen waren, gleichermaßen an den Exzessen schuld gewesen. Wie zu erwarten, setzte nun die gespielte Empörung diverser linker Gruppierungen über die angeblich so überzogene »Polizeigewalt« ein; wahre »Hetzjagden« seien auf lauter Unschuldsel und »besorgte Bürger« (eine Bezeichnung, die die Identitären nicht weniger für sich in Anspruch nehmen könnten) veranstaltet worden. Eine über alle Kanäle verbreitete Greuelgeschichte über eine schwangere Gegendemonstrantin, die angeblich infolge einer willkürlichen Mißhandlung durch die Polizei ihr Kind verloren hatte, ging nach hinten los, als sie als Propagandalüge entlarvt wurde. Fotos von Gegendemonstranten, die mit Steinschleudern und ähnlichen Utensilien bewaffnet waren, sich aber öffentlich

»So viel Haß lag zeitweise in der Luft, wäre die Polizei nicht als Puffer da gewesen, die Scharmützel hätten im Bluttausch enden können.«

*Falter* 21/14

»Die Fotos und Berichte lassen einen fragen, in welcher Stadt man eigentlich lebt. Ob das wirklich das rot-grüne Wien ist. Warum die Polizei so brutal gegen besorgte Bürgerinnen und Bürger vorgeht. Warum die Gegendemonstranten noch weiter verfolgt wurden, als die Identitären längst in einem Bierlokal ihren schönen, von der Polizei gut geschützten Aufmarsch feierten.«

Doris Knecht,  
*Kurier* vom 20. Mai 2014

als arme Opfer inszenierten, ließen ebenfalls Zweifel an der Friedfertigkeit der Demonstranten aufkommen.

Die Grünen, deren Milieu zum Teil mit der linksradikalen Szene verbandelt ist, schlossen sich der Stimmungsmache gegen die Polizei an, während die grüne Vizebürgermeisterin Maria Vassilakou im Holperdeutsch gegen die »Rechtsextremen« und deren »derartig ungeniertes und provokantes Zur-Schau-Tragen von Verachtung demokratischer und menschenrechtlicher Grundprinzipien« wettete. Bürgermeister Michael Häupl (SPÖ) wand sich wie ein Aal und versuchte, es allen recht zu machen: »Da wird man sich mit allen Seiten hinsetzen müssen, denn ich bin nicht der Auffassung, daß es hier eine einseitige Schuld bei der Polizei gibt.« Er war nicht imstande, klare Worte zugunsten der auf der Anklagebank sitzenden und unter Druck stehenden Polizei zu finden, was bis in die Spitzen der Parteihauptlinge gehörigen internen Unmut erregen mußte, denn immerhin sind die Schlüsselpositionen in der Wiener Polizei durchgehend mit altgedienten Sozialdemokraten besetzt. Zugleich konnte sich Häupl nicht so recht durchringen, die Gegendemonstranten eindeutig zu verurteilen, die mit dem Versuch, eine Demonstration zu blockieren, immerhin einen klaren Gesetzesbruch begangen hatten. Um so schärfere Worte fand er für die Identitären: »Eine Gruppe wie die Identitären gehört längst politisch verboten. Das ist eine neofaschistische Organisation, die eigentlich völlig klar unter das Verbotsgesetz fällt.« Ihre Demonstration »hätte gar nicht stattfinden dürfen.« *Pas d'ennemis à gauche* – »Keine Feinde auf der Linken«, wie die alte Faustregel so schön heißt. Wenn man sich mit »allen Seiten« hinsetzen will, meinte man hier offensichtlich nur die Antifaschisten und die Polizei. Mit den Rechten setzt man sich gar nicht erst zusammen, die verbietet man einfach, um linke Gewalt zu verhindern.

Damit hat sich das Zusammenspiel zwischen den in Wien herrschenden rot-grünen Eliten und dem militanten Mob auf der Straße demaskiert. Der Endpunkt dieser Perspektive wäre ein Staat, in dem linke Parteien, linker Mob und die Staatsgewalt eine Front gegen die Rechten bildeten, was für manche wohl ein wahrer Wunschtraum ist. Waren die Identitären bis zu diesem Zeitpunkt noch der Buhmann im Hintergrund, wendete sich das Rampenlicht nun durch einen kühnen Zug in die andere Richtung: Der Obmann der Identitären Bewegung Österreich (IBÖ), der 23jährige Alexander Markovic, kündigte eine Verleumdungsklage gegen Häupl an. Gleichzeitig wurde eine Pressekonferenz einberufen, zu der sich auch der Obmann der Wiener Gruppe, der 25jährige Martin Sellner, einfand.

Neugierig geworden, erschienen Vertreter aller wichtigen Medien des Landes; auch über die Klage gegen Häupl wurde ausgiebig berichtet. Fragen nach seiner jugendlichen Vergangenheit im Kreis des derzeit wegen »Wiederbetätigung« inhaftierten Neonationalsozialisten Gottfried Küssel beantwortete Sellner mit sympathischer Offenheit und Souveränität und dem Verweis darauf, daß man reife und die ein oder andere Jugendsünde als solche betrachte. Noch über eine Woche nach der Demonstration erschienen täglich Artikel, Kommentare und Reportagen. Kein maßgebliches Organ fehlte: *Die Presse*, *Der Standard*, der *Kurier*, die *Kronen-Zeitung*, *Österreich*, der *Falter*, *Profil*, *Heute*, das *Wirtschaftsblatt*, *Wiener Zeitung*, *Vice-Magazin*, der ORF oder *oe24*. Wer die Berichterstattung verfolgte, konnte den Eindruck gewinnen, daß die Verhältnisse, wenn auch noch nicht zum Tanzen, so doch ins Wackeln geraten waren. Die Anzahl der »Likes« für die Facebook-Seite der IBÖ verdreifachte sich innerhalb einer Woche auf über 3000. Die »Identitären« waren nun als Begriff und Idee eine etablierte Größe, das »Lambda«-Symbol ein gut wiedererkennbares Zeichen, dem man inzwischen in ganz Wien in Form von hartnäckig auftauchenden Aufklebern und Plakaten begegnet. Sie hatten mutig »Gesicht gezeigt« und auch ihre eigene Position dargestellt, während die Rechte normalerweise nur passives Objekt einer von linker Seite dominierten Käferbestimmung ist. Das mediale Nachspiel der Demo zeigte vor allem eines: Die größte rechte »Provokation« besteht heute ganz einfach darin, überhaupt zu existieren und öffentlich zu seiner Meinung zu stehen und Präsenz zu zeigen. Oder auch nur darin, seine verbrieften, angeblich »demokratisch abgesicherten« Bürgerrechte wahrzunehmen, wie die Einlassungen von Häupl, Vassilakou und anderen zeigten. Dabei ist die Aufgabe der Bewegung vor allem eine metapolitische: nämlich aufzuzeigen, daß es ebenso legitim und wie vernünftig ist, die eigene kulturelle Identi-

»Wir fordern den Rücktritt von Michael Häupl. ... Das ist keine Kleinigkeit, sondern ein ganz, ganz wichtiger Fall, den wir als identitäre Patrioten für euch alle austragen werden! Denn Häupl hat damit nicht nur uns, sondern ALLE PATRIOTEN getroffen. GEMEINT SIND WIR ALLE! ALLE, die – wie wir – klar keine Nazis sind, aber ihr Land lieben und gegen Häupls Masseneinwanderung und Islamisierung sind.«

Facebook-Seite der IBÖ, 23. Mai 2014

»Abgesehen von Frankreich unterscheidet Österreichs Identitäre gegenüber anderen Länderorganisationen vor allem, daß sie den Sprung aus dem Internet in die Realität geschafft haben. Noch vor eineinhalb Jahren bezeichnete Hans-Georg Maaßen, Präsident des deutschen Verfassungsschutzes, die Identitären als »virtuelle Erscheinungsform mit bislang wenig Realweltbezug«. Das ist hierzulande jedenfalls vorbei.«

*Die Presse* vom 23. Mai 2014



tät zu bejahen, zu bewahren, zu verteidigen und zu fördern. Der Jahresbericht des österreichischen Bundesamtes für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung (BVT) akzeptierte die Selbstpositionierung der IBÖ und beschrieb sie überraschend sachlich: Sie ziele darauf ab, auf »einer intellektuellen Ebene mit dem traditionellen Nationalismus zu brechen«, käme »ohne biologische Vorbestimmung und Hierarchie der Rassen aus« und versuche vor allem mit »popkulturellen Protestformen« zu wirken. Nach Auskunft des Verfassungsschützers Peter Gridling habe sie mit NS-Ideologie »nichts zu tun«.

In Wien »weltberühmt« zu werden ist nun gewiß nicht allzu schwierig, und nüchtern betrachtet bleibt die Identitäre Bewegung weiterhin ein Minderheitenprogramm. Dennoch, Vergleichbares gab es noch nie in Österreich, wo »neurechte« Ideen auch innerhalb des notorisch selbstzufriedenen konservativen Lagers stets nur marginal wahrgenommen wurden. Wenn man so will, ist das auch die Frucht des Umstandes, daß vor einigen Jahren ein paar jungen Männern, die in die Sackgasse eines irrigen politischen Engagements geraten waren, der kleine, graue, mittlerweile vergriffene Essay *Provokation* von Götz Kubitschek in die Hände gefallen war und sie zu einem fundamentalen Umdenken gebracht hatte. Der inhaltliche Ansatz und die undogmatische Offenheit für Ideen spielt sicher ebenso eine Rolle für den Erfolg wie das »Marketing« und die optische Aufmachung: Die gelben Fahnen waren am Tag der Demo ein hell strahlender »Eyecatcher«, der die Identitären von ihren Gegnern so klar schied wie ein Fußballteam vom anderen. Dazu kamen ein diszipliniertes Auftreten und eine sorgfältige Gesichtskontrolle: am Tag der Demo auftauchende fragwürdige Gestalten und etwaige Provokateure wurden gnaudenlos von der Teilnahme ausgeschlossen.

Die identitäre Idee kann wohl am besten umgesetzt werden, wenn sich die einzelnen Gruppen auf ein begrenztes lokales Wirkungsfeld konzentrieren, in dem die einzelnen Mitglieder regelmäßigen Kontakt auch abseits des Internets haben, in Studium, Arbeit oder Freizeit. Dazu kommt eine wohlabgestimmte Mischung aus Pragmatikern und Träumern, die



einander durch langjährige Freundschaften verbunden sind und genügend Korpsgeist mitbringen. Eine nicht geringe Rolle spielt auch die Einbindung in klassisch konservative Milieus wie Landsmannschaften und Studentenverbindungen aller Art.

Vor allem aber serviert die Wirklichkeit immer wieder Stoff für »identitäre« Anknüpfungen. Ein größeres Ereignis dieser Art war der Wien-Besuch des türkischen Premierministers Recep Tayyip Erdoğan vom 19. Juni, der nach Schätzungen der Polizei etwa 13 000 Anhänger anlockte, zu einem erheblichen Teil Besitzer eines österreichischen Passes, die sich in einem roten Fahnenmeer einem prahlerisch-nationalistischen Rausch ergaben und die Parolen ihres Führers und »Bruders« bejubelten, der mit Forderungen wie »Assimilation nein, Integration ja« systematisch fünfte Kolonnen und ethnische Brückenköpfe heranzüchtet. Wer Szenen wie diese erlebt hat, wird nicht mehr zweifeln, daß die Lebenslügen des Multikulturalismus am Ende sind und Blut doch dicker als Wasser ist. Die Österreicher werden auf die Dauer nicht anders können, als auf solche selbstherrlichen Affirmationen zu reagieren und sich die Frage nach ihrem eigenen Standpunkt stellen. Erdoğan besaß darüber hinaus die Frechheit, seine »Geschwister«, wie die bevorzugte Anrede lautet, mitten in Wien als die Enkel Süleymans des Prächtigen anzusprechen und sie damit in die direkte Nachfolge des Belagerers von 1529 zu stellen – sein Publikum, das bereits in die Stadtmauern eingedrungen ist, nahm auch diese Idee mit Begeisterung auf. Inmitten solcher Massen wird wohl auch noch der am wenigsten patriotisch fühlende Zeitgenosse mit der Nase auf seine Identität gestoßen und nichts mehr gegen rotweißrote Fahnen und Prinz-Eugen-T-Shirts einzuwenden haben.

Es versteht sich von selbst, daß Bürgermeister Häupl, der die Identitäten umgehend verbieten wollte, keinen Mucks des Protestes verlauten ließ. Er hat ja inzwischen für ein nicht geringes Kontingent an türkischstämmigen SPÖ-Wählern zu sorgen, die die Partei allerdings gewiß nicht wegen ihres linken Programms wählen. Die Dringlichkeit und Richtigkeit der identitären Idee bestätigen sich jeden Tag, und es liegt an den Aktivisten, dafür ein öffentliches Bewußtsein zu schaffen und zu ermutigen. ■

»Die Türkei war in ihrer Geschichte immer nach Westen ausgerichtet, betonte Erdoğan. Wobei der türkische Premier eine erweiterte Europa-Definition anbot: »Europa endet nicht dort, wo die Donau ins Schwarze Meer fließt, sondern beginnt, wo Euphrat und Tigris ihre Quellen haben«. Die Türkei mische sich niemals in die Innenpolitik anderer Länder ein. Nur wenn Rassismus oder Islamophobie aufkommen, dann schütze man die Rechte seiner Bürger.«

*Der Standard* vom  
19. Juni 2014

## Augusterlebnis 1914

von Martin Grundweg

Der Konstruktivismus, der seit Jahren in den Köpfen der meisten Geistes- und Sozialwissenschaftler Verwirrung stiftet und ihre Veröffentlichungen unlesbar macht, ist in der überwiegenden Zahl der Fälle hochgradig inkonsequent: »Konstruiert« und »erfunden« ist für viele Konstruktivisten keineswegs jeglicher denkend-beschreibende Zugang zu dem, was als »Wirklichkeit« erfahren wird – wie es der Konstruktivismus eigentlich nahelegt –, sondern immer nur das, was politisch, weltanschaulich oder aus anderen Gründen abgelehnt wird, während die eigenen Auffassungen selbstverständlich als adäquate Beschreibung der Realität betrachtet werden. In diesem Sinne ist der Untergang des Abendlandes eine »Konstruktion«, die Menschenrechte aber sind »Realität«, Volk oder gar Rasse sind »Erfindungen«, die Menschheit und das freie Individuum aber »Tatsachen«, die deutsche Volkserhebung gegen Napoleon ist »konstruiert«, die deutsche Studentenerhebung von 1968 ist es nicht.

Dies alles sind Beispiel aus einer Geschichtswissenschaft, die im Zuge ihrer eigenen historischen Aufarbeitung zu einem eigentümlichen Ergebnis gekommen ist: Deutsche Historiker hätten vor 1945, eigentlich vor 1961, Geschichte als »Legitimationswissenschaft« (Peter Schöttler) mißbraucht – als nur scheinbar wissenschaftliche, faktisch aber normativ-politische Disziplin, deren Aufgabe die ganz strukturkonservative Unterstützung der jeweils gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse gewesen sei. Ein Rätsel dabei ist das gute Gewissen, mit dem dieselben Historiker, die ihren Vorgängern die mit der wissenschaftlichen Arbeit verbundenen politischen Zielsetzungen vorwerfen, ihrerseits wiederum genau dasselbe machen, allerdings in potenziertes Form. Denn die Älteren integrierten zwar durchaus ihre eigenen Überzeugungen in ihre wissenschaftliche Arbeit, sie taten dies aber nicht ohne Skrupel – jedenfalls diejenigen, die ernsthaft davon überzeugt waren, geschichtswissenschaftliche Arbeit habe sich um größtmögliche Objektivität zu bemühen. Davon sind heutige Historiker aber so frei, daß sie einfach ihre eigene, zutiefst parteiliche Perspektive als objektive Realität darbieten. Der Konstruktivismus als Leitideologie ermöglicht es offenbar, dem Gegner Schwächen vorzuhalten, selbst aber permanent und je nach gewünschtem Ergebnis die Argumentationsebene zu wechseln und jede diesbezügliche Bemerkung damit zu kontern, daß »Sinn«, »Realität«, »Wahrheit« ohnehin nur Konstruktionen seien und daß derjenige, der von einer Argumentation Widerspruchsfreiheit verlange, längst überholten Anschauungen anhängt.

Man muß diese Gesamtlage im Hinterkopf behalten, wenn man sich ansieht, was – nicht nur deutsche – Historiker in den letzten Jahren an Unsinn über das »Augusterlebnis« von 1914 verbreitet haben. Das Augusterlebnis gehört zusammen mit Langemarck, der Schlacht bei Tannenberg sowie – negativ gewendet – dem Dolchstoß aus deutscher Perspektive zu den mythischen Szenen des Ersten Weltkriegs. Das allein erklärt bereits, wes-

»Die Antwort auf den Ruf zu den Waffen kam so rasch und rückhaltlos wie im Jahre 1870. In beiden Fällen legte die Nation ihre Rüstung an in der vollen Überzeugung, sie kämpfe aus Notwehr.«

George P. Gooch: *Deutschland*, Berlin 1925, S. 112.

► S. 13: *Mobilmachung – Unter den Linden*, 31. Juli 1914

▼ S. 14: *Zweierlei Wege – Paris, August 1914*

halb heutige Legitimationswissenschaftler um deren möglichst vollständige »Dekonstruktion« bemüht sind. Denn während die geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit politischen Mythen und mit Geschichtspolitik seit einigen Jahren Konjunktur hat, ist gleichzeitig im Hinblick auf die jüngere deutsche Geschichte unmißverständlich klar, daß es keine positiven Anknüpfungspunkte geben darf, die vor 1945 liegen, und daß deshalb jede wissenschaftliche Arbeit vor allem danach beurteilt wird, ob sie solche Anknüpfungspunkte ermöglicht oder zunichte macht.

Für das Augusterlebnis hat diese Aufgabe vor allem der US-amerikanische Historiker Jeffrey Verhey übernommen. Verhey verweist auf den sehr gering ausgeprägten Kriegsenthusiasmus jenseits des städtischen Bürgertums; vor allem in der Arbeiterschaft und in ländlichen Regionen habe es im August 1914 von Kriegsbegeisterung keine Spur gegeben. Verheys Angriff zielt auf die angeblich aus dem Augusterlebnis hervorgegangenen »Ideen von 1914«, welche den Ausstoß Deutschlands aus der westlichen »Wertegemeinschaft« konstruktiv beantworten wollten, indem aus der deutschen Geschichte ein spezifisch deutscher, zur westlichen »Zivilisation« alternativer Weg in die Moderne entworfen wurde. Diese »Ideen von 1914« haben für Verhey überhaupt erst das Augusterlebnis geschaffen, und zwar im nachhinein und gegen die eigentliche historische Realität. In diesem Sinne handele es sich um eine reine Kopfgeburt von Leuten, die Kriegsbegeisterung und ein nationales Einheitsgefühl nicht erlebten, sondern imaginierten. Und natürlich fehlt – wie auch in bezug auf Lange-marck, Tannenberg und den Dolchstoß – der warnende Hinweis nicht, daß das Augusterlebnis von den Nationalsozialisten »mißbraucht« worden sei und allein deshalb in seinem Tatsächengehalt als widerlegt zu gelten habe.

Das Hauptproblem an dieser Argumentation besteht aber gar nicht in der Durchschaubarkeit ihrer politischen, auf die »Legitimation« einer bestimmten politisch-gesellschaftlichen Gesamtordnung zielenden Motivation, sondern vor allem darin, daß hier ein Augusterlebnis dekonstruiert wird, das von denjenigen, die es erlebten und beschrieben, vollkommen anders dargestellt wurde. Es muß in diesem August 1914 so ähnlich wie bei den Befreiungskriegen gegen Napoleon gewesen sein: Wo die liberale Nationalbewegung im 19. Jahrhundert ziemlich übertrieben von einer allgemeinen und begeisterten nationalen Erhebung sprach, wiesen konservative Beobachter nüchtern darauf hin, daß von einer allgemeinen Begeisterung 1813 keine Rede sein könne, daß es aber auch gar nicht darauf ankomme, sondern auf den viel wertvolleren, weil ruhigeren und damit entschlosseneren Patriotismus, der sich in der allgemeinen Bereitschaft geäußert habe, für König und Vaterland in den Krieg zu ziehen. In ganz ähnlicher Weise findet man zwar in den nachträglichen Schilderungen des Augusterlebnisses von 1914 manche Übertreibungen; den Kern des Erlebnisses selbst bildete aber nicht irgendein flächendeckender En-





thusiasmus, sondern die flächendeckende, mal mehr und mal weniger begeisterte, immer aber entschlossene Bereitschaft, das Vaterland gegen seine Feinde zu verteidigen. Die Parallelen zu 1813, aber auch zu den deutschen »Erhebungen« von 1848 und 1870 wurden schon von Zeitgenossen hervorgehoben, allen voran von dem bürgerlich-liberalen Historiker Friedrich Meinecke. Dieser hielt auch nach 1945 an seiner Deutung fest: »Die Erhebung der Augusttage 1914 gehört für alle, die sie miterlebt haben, zu den unverlierbaren Erinnerungswerten höchster Art, – trotz ihres ephemeren Charakters. Alle Risse, die im deutschen Menschentum sowohl innerhalb des Bürgertums wie zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft bisher bestanden hatten, überwölbten sich plötzlich durch die gemeinsame Gefahr, die über uns gekommen war und uns aus der bisher genossenen Sicherheit materiellen Gedeihens herausriß. Und mehr als das, man spürte dabei wohl in allen Lagern, daß es mit der bloßen Einigkeit eines Zweckverbandes nicht getan sei, daß eine innerliche Erneuerung für das Ganze von Staat und Kultur not tue. Man glaubte sogar vielfach, daß sie jetzt schon begonnen habe und weitergehen werde in dem gemeinsamen Erlebnis des Krieges, den man als einen Abwehr- und Verteidigungskrieg empfand.«

Daß die Tatsache des nationalen Zusammenhalts angesichts des Kriegsausbruchs so außergewöhnlich war, daß aus ihr ein »Erlebnis« wurde, hing, wie Meinecke richtig bemerkte, mit den spezifischen Bedingungen der deutschen Geschichte zusammen, die die allgemeine Kriegsbereitschaft und Kriegsentschlossenheit des deutschen Volkes im August 1914 alles andere als selbstverständlich und auch alles andere als ohne weiteres erwartbar erscheinen ließen. Deutschland war eben die »verspätete Nation« (Helmuth Plessner), war 1815 bei der politischen Neuordnung Europas übergangen worden und hatte nach dem ersten, liberalen, 1848 gescheiterten Versuch einer Nationalstaatsgründung erst 1871 einen eigenen, preußisch und konservativ dominierten Nationalstaat erhalten. Die Stiftung einer auch nur einigermaßen krisenfesten nationalen Identität war daher für Deutschland ein ganz besonders heikles Problem: Im Norden standen konservative Altpreußen, Hannoveraner und andere, die die moderne, »jakobinische« Idee der Nation ablehnten, im Süden standen auf ihre partikuläre Souveränität bedachte Bayern sowie romtreue Katholiken, die das als protestantisch und als preußisch wahrgenommene Kaiserreich mit Argwohn beobachteten. Im ganzen Reich schließlich entstand mit der Sozialdemokratie eine politische Organisation der deutschen Arbeiterschaft, deren Bezeichnung als »Reichsfeinde« keineswegs nur polemisch war, sondern auch eine zutreffende Beschreibung des auf einen Umsturz der staatlichen Ordnung zielenden sozialistischen Parteiprogramms. Und die extrem gefährdete außen- und geopolitische Mittellage des Deutschen Reiches, das überhaupt nur in einem »Wellental« (Ludwig Dehio) europäischer Politik geschaffen werden konnte und das schon



sehr bald den führenden Politikern Europas als »Revolution« (Benjamin Disraeli) des auf dem Wiener Kongreß ausgehandelten Gleichgewichtssystems erschien, machte die Sache nicht einfacher.

Bismarck gelang es als Reichskanzler, die außenpolitische Lage Deutschlands zu stabilisieren, zu einer konstruktiven Innenpolitik aber fand er nicht. Der von ihm ausgerufene und von einem großen Teil der liberalen und protestantischen Öffentlichkeit dankbar aufgenommene »Kulturkampf« gegen die katholische Kirche trug nicht gerade zur Integration der deutschen Katholiken in das Kaiserreich bei, und während man angesichts ihrer faktischen Verfassungsfeindlichkeit noch ein gewisses Verständnis für Bismarcks Kampf gegen die Sozialisten aufbringen kann, so war doch auch der höchstens auf einen geringen Teil der deutschen Sozialdemokratie zutreffende Vorwurf der Vaterlandslosigkeit eher kontraproduktiv. Als 1888 der 29jährige Prinz Wilhelm als Wilhelm II. die Kaiserwürde erlangte, war er entsprechend mit einer innenpolitischen Dauerkrise konfrontiert: Neben den Katholiken und den Sozialdemokraten als den beiden größten Minderheitengruppen waren noch immer die tendenziell nationsfeindlichen Agrarisch-Konservativen, außerdem die im Reich ansässigen Polen und Elsässer und schließlich auch die Juden zu berücksichtigen. Auf deren Wünsche mußte ebenso eingegangen werden wie auf die der verschiedenen politischen Parteien, und zugleich durfte auch das dynastische Prinzip nicht in Frage gestellt werden.

Wilhelm II. hat sich dieser Sisyphosaufgabe fünfundzwanzig Jahre lang gewidmet und – bei wachsender Kritik vor allem von seiten des Adels und des gebildeten Bürgertums – alles versucht, um als »Herr der Mitte« (Nicolaus Sombart) anerkannt zu werden: als überparteilicher, die gesellschaftlichen Gegensätze ausgleichender Volkskaiser. Im August 1914 waren vor allem die deutschen Gebildeten deshalb so überrascht, weil trotz ihrer Dauerkritik dieses kaiserliche Projekt ganz offensichtlich gelungen war. Im Juli 1914 hatten Deutschlands Gegner, allen voran Frankreich, noch fest damit gerechnet, daß es im Kriegsfall zu einer Desertionswelle vor allem im Süden Deutschlands kommen, daß die Arbeiterschaft der ihr feindlich gegenüberstehenden Regierung die Gefolgschaft verweigern und daß die Nation wieder in ihre Einzelteile zerfallen werde. Nichts davon passierte. In den ersten Augusttagen 1914 gab der Kaiser die Parole aus, nun »keine Parteien« mehr, sondern nur noch »Deutsche« zu kennen, die SPD stimmte für die Kriegskredite, die Freiwilligenmeldungen in Deutschland standen denen der anderen europäischen Staaten in nichts nach, auch der deutsche Süden und die deutschen Katholiken hielten zum Kaiser, und der erste von insgesamt zwei gefallenen Reichstagsabgeordneten war mit Ludwig Frank ein jüdischer Sozialdemokrat.

Eine große, wenn nicht sogar die ausschlaggebende Rolle dafür spielte die verbreitete Überzeugung, es handle sich bei den deutschen Kriegserklärungen an Rußland und an Frankreich um Akte der Notwehr angesichts der sich immer weiter schließenden Einkreisung und der konkreten militärischen Vorbereitungen des Gegners. Die Auffassung, der ganze Krieg sei ein den Mittelmächten von der Entente aufgezwungener Verteidigungskampf, in dem es um nichts Geringeres als um die nationale Existenz Deutschlands gehe, war dabei alles andere als ein bloßes Phantasma, sondern lag – wie jüngst vor allem, aber nicht nur Christopher Clark gezeigt hat – in den tatsächlichen politisch-diplomatischen Vorgängen im Europa der Vorkriegszeit selbst begründet. Diese offizielle Deutung als Verteidigungskrieg war um so plausibler, als der Kaiser in den Vorkriegsjahren im Ausland als zögerlicher »Friedenskaiser« verspottet worden war. Noch zusätzlich bestätigt wurde sie im Kriegsverlauf durch die deutschen Initiativen für einen Verständigungsfrieden, die allesamt von alliierter Seite abgelehnt wurden.

Wenn daher im Ersten Weltkrieg erstmals »Völker als Ganzes in den Kampf traten« (Karlheinz Weißmann), so gilt das auch für die Deutschen, die damit zeigten, daß sie endlich ebenfalls zu einer Nation im politischen Sinn geworden waren. Im Ernstfall des Krieges die notwendige nationale Geschlossenheit demonstriert zu haben, und zwar gegen massive Widerstände vier Jahre lang, bis aus unterschiedlichen Gründen im Herbst 1918 die Geschlossenheit zusammenbrach, ist der eigentliche Kern des Augusterlebnisses. Zu »widerlegen« ist er nicht, denn es handelt sich hier nicht um eine Konstruktion, sondern um eine geschichtliche Tatsache. ■

»Jetzt stehen wir vor der ehernen Tatsache des Krieges. Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: Wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich.«

Aus der Erklärung der SPD zur Bewilligung der Kriegskredite vom August 1914, zit. nach Gustav Noske: *Erlebtes aus Aufstieg und Niedergang einer Demokratie*, Offenbach a. M. o. J. [1947], S. 43.

#### Literaturhinweise:

Benjamin Hasselhorn: *Politische Theologie Wilhelms II.*, Berlin 2012;

Friedrich Meinecke: *Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen*, Wiesbaden 1946, S. 43–45;

Nicolaus Sombart: *Wilhelm II. Sündenbock und Herr der Mitte*, Berlin 1996;

Jeffrey Verhey: *Der »Geist von 1914« und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000;

Karlheinz Weißmann: *Der Nationale Sozialismus. Ideologie und Bewegung 1890–1933*, München 1998.

# Die Geburt des Augusterlebnisses aus dem Geist der Philosophie

von Frank Lisson

Das Phänomen des Willens zum Krieg, das im August 1914 offen zutage trat, erschließt sich uns nicht allein aus der außenpolitischen Situation des damaligen Deutschen Reiches. Denn eine solche Bereitschaft zum gewaltsamen Ausbruch aus dem in vielerlei Hinsicht als unerträglich verdorben empfundenen Hier und Jetzt, wie sie vor allem unter Intellektuellen vorherrschte, hat es in einer solchen Intensität weder vorher noch nachher in Deutschland je gegeben. Wer von den Künstlern und Intellektuellen nicht sogleich freiwillig ins Feld ausrückte, schrieb für den Krieg, indem er bemüht war, dessen Notwendigkeit zu begründen. Max Scheler, Ernst Troeltsch, Werner Sombart, Paul Natorp, Rudolf Eucken, Thomas Mann zählen zu den bekanntesten Autoren, die pathetisch den Krieg rechtfertigten.

Jüngst erinnerte Gangolf Hübinger in seinem Aufsatz »Hingabe an die Nation. Die Ideenkämpfe 1911–1914« noch einmal an die Rolle der medialen Öffentlichkeit und an die der deutschen Professoren, die durch nationalistische Kampagnen, durch die Beschwörung der Nation als Kampfgemeinschaft, vor allem aber durch ihre Abgrenzungsrhetorik und strenge Differenzierung der Welt in »Wir und die anderen« wesentlich zur geistigen Mobilmachung beigetragen haben. Wirkmächtig war das Wort des Philosophen Ernst Troeltsch vom »Kulturkrieg«, oder seine Gegenüberstellung der »Ideen von 1914« und der »Ideen von 1789«; ferner der Antagonismus des damals führenden deutschen Soziologen, Werner Sombart, der ebenfalls einen Weltanschauungskrieg »deutscher Helden« gegen »englische Händler« propagierte. Darauf antwortete Henri Bergson bekanntlich mit seinem Aufruf zum »Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei.« Sich auf Christopher Clark und andere neuere Forschungsergebnisse berufend, zeigt Hübinger, wie durch den Druck der Medien und der »geistigen Führer der Nation« die Handlungsspielräume der politischen Akteure immer enger wurden, da das politische Gesamtklima »von einer Polarisierung der Gegensätze und einer Ausweglosigkeit« durch eine »zunehmend negative Darstellung der feindlichen Mächte« gekennzeichnet war.

Interessant ist nun die Frage, inwieweit diese politische »Ausweglosigkeit« mit einer philosophischen Aporie zusammenhing; denn zweifellos hatte der Welt-Ekel, das im Fin de siècle so weit verbreitete *taedium vitae*, mehr innere als äußere Ursachen.

Tatsächlich ging mit der politischen Krise auch eine geistige einher, die nicht allein aus der Selbstisolation des »deutschen Denkens« resultierte, sondern stärker noch auf einer tiefen Identitätskrise des eigenen geistigen Selbstverständnisses beruhte. – Wer sind wir und was wollen wir als die Erben Goethes und Kants? Wie lauten unsere Werte? Kurz: Die Frage »Was ist das Deutsche?« wurde hier zum letztenmal existentiell und öffentlich gestellt – und blieb (anders als 1813) ohne befriedigende Antwort. Darin liegt vielleicht der entscheidende Grund für die nervöse Sinn-

»Wimmelte sie (die Welt vor 1914) nicht vom Ungeziefer des Geistes wie von Maden? Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation? Wäre sie nur anarchisch, nur ohne Kompaß und Glauben, nur wölfisch-merkantil gewesen, es hätte hingehen mögen. Aber ein geiler Mißbrauch eben jener Widerstände und Entseuchungsmittel, die sie aus sich hervorzubringen suchte, machte ihre Abscheulichkeit vollkommen.«

Thomas Mann: »Gedanken im Kriege«, 1914

und Selbstsuche in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die sich auch in zahlreichen Publikationen widerspiegelte: Karl Joël: *Die philosophische Krisis der Gegenwart* (1914), Jonas Cohn: *Der Sinn der gegenwärtigen Kultur* (1914), Theodor Lessing: *Untergang der Erde am Geist* (1916), Georg Simmel: *Der Konflikt der modernen Kultur* (1918), Paul Natorp: *Die Seele des Deutschen* (1918). Zwar waren mit dem Neukantianismus (Windelband, Rickert, Natorp, Cassirer) und der Phänomenologie Husserls (1913) neue, mächtige Schulen entstanden, doch blieben sie zumeist auf epigonale, rein akademische Fragestellungen beschränkt. Insgesamt schien die Philosophie keinen Halt mehr zu bieten, ihre Methoden nicht mehr auszureichen, um eine schlüssige Interpretation der eigenen Lage oder gar der Welt zu liefern.

»Und sie verklärten den Kampf durch die darüber wehende Fahne der Idee.«

Karl Joël: »Der Geist im Kriege«, 1916

Symptomatisch dafür sind die Worte des damals berühmten und 1908 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichneten neoidealistischen Philosophen Rudolf Eucken, der 1919 schrieb: Im Kampf des weit größeren Teils der Menschheit gegen den kleineren habe das deutsche Volk vier Jahre lang »Hervorragendes geleistet«, sei aber, »vornehmlich durch eigene Schuld, in trauriger Weise zusammengebrochen« und habe damit »seine bisherige Stellung für unabsehbare Zeit verloren.« Eucken sah alles in Auflösung begriffen und machte sich keine Illusionen mehr bezüglich einer heilenden Wirkung der Philosophie; weder daß mit dem »sittlichen Ideagehalt des Deutschtums ... ein Stück Menschheitsfortschritt zu verwirklichen sei«, wie der Militärhistoriker Hans Delbrück 1912 hoffte, noch daß die Philosophie insgesamt humanisierend auf die Menschheit wirke. »Altes und Neues widerstreitet sich aufs härteste ..., die uns verbindenden Fäden sind zerrissen, wir treiben wehrlos auf den Wogen eines dunklen Geschickes dahin.« Deshalb gelte es zunächst, »das haltlose Grübeln und die unsägliche Zersplitterung der Individuen nach bestem Vermögen zu bekämpfen.« – Wer so redet, erwartet nichts mehr von der Philosophie.

Die »deutsche Innerlichkeit«, heimisch in sich selber zu sein, sei bereits mit der Industrialisierung verlorengegangen, wie besonders Eucken und Scheler betonten, die damit auch eine dezidierte Kapitalismuskritik verbanden. Die Deutschen seien ab 1850 vom Volk der Dichter und Denker zum Volk der Industriellen und Militärs geworden – womit sie nur einem allgemeinen Trend folgten, den der westliche »Krämergeist« in die Welt getragen habe. Aus solchen Schuldzuschreibungen erklären sich die Vorwürfe an die Westmächte, ja an alle feindlichen Staaten, diese wollten das »Deutschtum« vernichten. In seiner vielgehörten und -gelesenen Rede *Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes* versuchte Eucken 1914 nachzuweisen, »daß die Welt nicht ohne Schaden für die gesamte Menschheit den deutschen Geist ausrotten könne.« Tatsächlich war die Ansicht weit verbreitet, man müsse auch deshalb unbedingt siegen, »weil der Niedergang des Deutschtums den Niedergang der Menschheitsgeschichte bedeuten würde«, wie der Pfarrer Karl König predigte. Deshalb seien die Deutschen mehr als berechtigt, diesen für sie existentiellen Verteidigungskrieg zu führen, und wiederum Eucken, Scheler, aber auch Thomas Mann beschworen die »sittlichen Kräfte des Krieges« in der Hoffnung, die Welt, und vor allem »das Deutsche«, würde kulturell erneuert daraus hervorgehen. Denn sei der Krieg, so Eucken, ein »Kampf eines gesamten Volkes für seine Selbsterhaltung und für die Wahrung seiner heiligsten Güter ..., so kann er eine Quelle sittlicher Stärkung werden.«

»Der Weltstand muß dahin, neu werden muß die Welt,

Und sollte sie zuvor in einem Flammenmeer

Und einer blutigen Sintflut untertauchen,

So ists das Blut und Feuer, das wir brauchen.«

Hugo von Hofmannsthal: *Das Salzburger große Welttheater*, 1922

Doch lag eine solche existentielle Bedrohung von seiten der anderen tatsächlich vor? Standen also Franzosen, Briten, Russen wirklich bereit, den »deutschen Geist« zu vernichten? Oder hatte dieser Geist nicht vielmehr eine solche Gefahr nötig und redete sie herbei, um sich seiner selbst zu vergewissern und neu zu formieren? Auffällig ist jedenfalls die allenthalben geäußerte Sehnsucht nach der Wiederbelebung eines verlorengegangenen Gemeinschaftsgefühls, einer sicheren Verortung in der Welt, nach der, wie Ernst Troeltsch schrieb, »Wiedergeburt der in Selbstkultus entarteten Subjektivität zur freien Hingabe an den Nationalgeist.« Und tatsächlich hob das Augusterlebnis wenigstens kurzzeitig alle politischen, sozialen, geistigen Sorgen und Nöte auf und brachte endlich die ersehnte Einheit von Denken, Handeln und Leben.

Nicht zufällig lauteten die philosophischen Leitbegriffe jener Jahre: »Verstehen«, »Werte«, »Leben«. Das Vertrauen in die (Geistes-) Wissen-

»Alles aber, was uns trennt, gewinnt seine volle Schärfe erst durch das peinliche Bewußtsein, daß uns ein gemeinsames Gesamtziel der Menschheit fehlt, daß wir unsicher bald hierher, bald dorthin heruntasten, und daß uns die Kraft zu innerer Erhöhung fehlt.«

Rudolf Eucken: *Die Lebensanschauungen der grossen Denker*, 1919

schaft war geschwunden zugunsten eines forschen Subjektivismus und tollkühnen Vitalismus. Die »Kunst« machte sich überall auf, das »Denken« zu verdrängen. Gefühl schlug Ratio. Daraus resultierten die vielen Mißverständnisse, die besonders Nietzsches Philosophie auslöste und zu einem absurden Kult seiner Person führten, der selbst unter gemäßigten, liberalen Geistern skurrile Züge annahm. Nietzsches Forderung: folgt nicht mir, sondern euch selbst, wurde – wie so vieles andere – geflissentlich ignoriert, so daß neben Goethes *Faust* auch Nietzsches *Zarathustra* massenhaft mit in die Schützengräben wanderte. – Diese oft zitierte Kuriosität ist indes sehr aufschlußreich; verrät sie doch vieles über den Zustand einer Kultur, die sich in ihrer Verzweiflung an kanonisierte Bücher klammert, auf deren genaue Lektüre aber keinen Wert mehr legt. Was zählt, ist die Identifikationsbereitschaft mit dem, woraus man sich Rettung aus der Zerrissenheit erhofft; nicht die Vielschichtigkeit eines Werkes, also nicht der tatsächliche »faustische« Geist oder gar die Lehren Zarathustras.

Demnach stand Nietzsches Zerrissenheit paradigmatisch für den Zustand der »modernen deutschen Seele«. Man ging so weit, Nietzsches Leid, Schaffen und Verfall mit dem der ganzen Nation in Beziehung zu setzen. So insistierten die meisten deutschen Intellektuellen auf eine nationale Exklusivität des Philosophen: Nietzsche sei in all seinen genialen wie sonderbaren und tragischen Zügen dermaßen »deutsch« gewesen, daß er auch nur von Deutschen wirklich verstanden werden könne. 1918 erklärte Paul Natorp in seiner Abhandlung über *Die Seele des Deutschen* die Philosophie zu einer typischen deutschen Lebensart: Der Deutsche philosophiere eigentlich in allem, so wie er auch in allem religiös sei. Diese nationale Eigenart gelte es unbedingt zu erhalten.

Aus jener geistigen Haltung heraus scheute die Mehrzahl der deutschen Philosophen, Dichter und Professoren auch den militärischen Konflikt nicht. Als die linksliberale *Frankfurter Zeitung* 1911 vor der Zuspitzung der Marokko-Krise warnte und besonders die Professoren zur Zurückhaltung mahnte, schrieb der bedeutende Systematiker und damals führende Schulphilosoph, Heinrich Rickert, an Max Weber: »Gerade der radikale Liberalismus sollte endlich lernen, daß man mit den alten Aufklärungssphrasen ... keine Politik mehr machen kann.« Doch freilich gab es auch andere Stimmen. So riet etwa der Dichter Rudolf Borchardt nachdrücklich zur Mäßigung, und der Philosoph Friedrich Paulsen warnte bereits 1902: »Ein überreizter Nationalismus ist zu einer sehr ernsten Gefahr für alle Völker Europas geworden; sie laufen Gefahr, das Gefühl für die menschlichen Werte darüber einzubüßen. Auf die Spitze getrieben, vernichtet der Nationalismus so gut wie der Konfessionalismus das sittliche und selbst das logische Gewissen.«

Schließlich bewirkte der Verlauf des Krieges auch bei vielen ehemaligen Befürwortern einen geistigen Wandel. So bekannte etwa ein leidenschaftlicher Imperialist und Verfechter deutscher Kolonialpolitik wie Hans Delbrück, der sich 1912 noch vehement für die »Ausbreitung und Stärkung des deutschen Volkstums« eingesetzt hatte, im August 1918: »Ehe wir aber das Alldeutschtum, seine Kriegsziele und die blasphemische Predigt vom deutschen Herrenvolk nicht eingestampft haben, ... kann die Stunde für die Friedensverhandlungen nicht schlagen.« Und der Historiker Friedrich Meinecke, vor 1914 ebenfalls durchaus kein Pazifist, sprach in seinem späteren Buch *Die deutsche Katastrophe* (1946) von einem »Entartungsprozeß im deutschen Bürgertum«, der um 1900 begonnen und wesentlich dazu beigetragen habe, daß Hitler nicht verhindert wurde. Thomas Manns (allerdings recht späte) Wandlung ist bekannt. Max Scheler bekam deutlich früher Zweifel am Genius des Krieges, dem er noch 1915 in einer Bekenntnisschrift huldigte, die ihn weit über das philosophisch interessierte Fachpublikum hinaus bekannt machen sollte. Schon 1916 setzte mit *Krieg und Aufbau* jedoch bereits die Umkehr ein. Auch Schelers gleichzeitige Orientierung hin zum Katholizismus hängt mit diesen Erfahrungen zusammen.

Hatte die Geisteskrise ihre Wurzel also im Historismus, der alle Werte sowie die philosophische Vernunft relativierte, und wurde sie durch den daraus erwachsenden Nihilismus der Moderne noch befeuert, so hoffte man nun, ein apokalyptisches Gegenfeuer werde Ursache und Wirkung der Misere gleichermaßen vernichten. – Darin bestand die Not des Geistes zur Tat, die der intellektuellen Bereitschaft zum Krieg zugrunde lag. ■

#### Literaturhinweise:

Gangolf Hübinger: »Hingabe an die Nation. Die Ideenkämpfe 1911–1914«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte*, Heft VIII/2, Sommer 2014;

Kurt Flasch: *Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch*, Berlin 2000;

Werner Schneiders: *Deutsche Philosophie im 20. Jahrhundert*, München 1998;

Klaus Vondung: *Die Apokalypse in Deutschland*, München 1988;

Corona Hepp: *Avantgarde. Moderne Kunst, Kulturkritik und Reformbewegungen nach der Jahrhundertwende*, München 1987;

Friedrich Meinecke: *Die deutsche Katastrophe*, Wiesbaden 1946;

Steven E. Aschheim: *Nietzsche und die Deutschen. Karriere eines Kults*, Stuttgart/Weimar 2000.

## Autoren dieses Heftes

Alain de Benoist, 1943, Studium des Verfassungsrechts, der Philosophie, Soziologie, Geschichte und Religionswissenschaft an der Sorbonne. Seit den sechziger Jahren führende Rolle in der französischen Neuen Rechten.

*Am Rande des Abgrunds. Eine Kritik der Herrschaft des Geldes*, Berlin 2012

*Carl Schmitt. Internationale Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur*, Graz 2011

Martin Grundweg, 1984, studierte Geschichte und Politologie und arbeitet als Historiker.

Olaf Haselhorst, 1963, studierte Geschichte und Slawistik in Hamburg und St. Petersburg, Publizist und Übersetzer.

*Der Deutsch-Dänische Krieg 1864*, Graz 2013

*Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71*, Graz 2009

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

*Gender ohne Ende*, 3., erweiterte Auflage, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).

*Deutsche Orte*, Band 4 des *Staatspolitischen Handbuchs*, als Herausgeber, Schnellroda 2014

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.

*Kann nur ein Gott uns retten? Glauben, Hoffen, Standhalten*,

Schnellroda 2014 (in Vorbereitung)

Dr. Frank Lisson, 1970, ist freier Autor und schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.

*Humor. Warum wir lachen*, Springe 2014

*Homo viator. Die Macht der Tendenzen*, Schnellroda 2013

Michael Paulwitz, 1965, studierte Geschichte, Altertumswissenschaften und Philologie in München und Oxford. Er arbeitet als freier Publizist und Lektor.

*Deutsche Opfer, fremde Täter*, Schnellroda 2011

Dr. Adolph Przybyszewski, 1945, Privatier und freier Publizist, lebt in Warschau und Berlin.

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.

*Polen 1939. Kriegskalkül, Vorbereitung, Vollzug*, Schnellroda 2013;

*Ribbentrop oder Die Verlockung des nationalen Aufbruchs. Eine politische Biographie*, Berlin 2013

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, lehrte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes.

*Vergeßt Broder! Sind wir immer noch Antisemiten?*, Schnellroda 2013

Benjamin Jahn Zschocke, 1986, lebt und arbeitet als freischaffender Künstler in Chemnitz, Berlin und Buenos Aires. [www.benjaminjahnzschocke.de](http://www.benjaminjahnzschocke.de)

## Ein Tag im 20. Jahrhundert: der 24. Juli 1914

von Stefan Scheil

Es ist im Anlauf zum hundertjährigen Jubiläum viel über den Ersten Weltkrieg geschrieben worden. Man setzte sich mit dem »Konzert der europäischen Mächte« auseinander, mit deren Wirtschaftskonkurrenz, den militärischen Sachzwängen, Rüstungswettläufen, Bündnisverpflichtungen, dem politischen Dilettantismus und letztlich mit der Frage nach Schuld und Verantwortung. Für die Beurteilung des zuletzt genannten Problems ist es nützlich, einen einzigen Tag in der Vorgeschichte des Weltkriegs sehr genau unter die Lupe zu nehmen: den 24. Juli 1914. Wer handelte an diesem Tag wie, und was bedeutet dies für die Frage nach der Verantwortung für den Weltkrieg?

Die vielen Toten des Weltkriegs ließen die politisch Verantwortlichen sehr bald nach Kriegsausbruch nach geeigneten Wegen suchen, um die eigene Rolle herunterzuspielen. Vieles spricht dafür, daß der Krieg besonders von Frankreich und Rußland förmlich gesucht worden war. Die Regierungen beider Länder folgten dabei einem bereits 1892 geschlossenen Geheimabkommen, dessen Zweck der russische Zar damals wie folgt umschrieben hatte: »Wir müssen wirklich ein Abkommen mit den Franzosen schließen. Wir müssen bereit sein, die Deutschen augenblicklich anzugreifen, damit sie nicht die Gelegenheit haben, Frankreich zuerst zu schlagen, und sich dann gegen uns zu wenden. ... Wir müssen die Fehler der Vergangenheit korrigieren und Deutschland bei der ersten Gelegenheit vernichten.«

Von diesem Abkommen, dessen Inhalt bis in den Krieg hinein geheim und etwa dem französischen Parlament verborgen blieb, führt natürlich kein ganz gerader Weg ins Jahr 1914. Nach einigem Hin und Her in der Weltpolitik wurde es in den Vorjahren von 1914 allerdings wieder mit Leben erfüllt. Es fanden militärische Besprechungen zwischen beiden Ländern statt, die genau festlegten, auf welche Art und Weise gegebenenfalls gemeinsam gegen Deutschland vorgegangen werden sollte.

Diese geheimen Besprechungen wurden ergänzt durch ebenso geheime Manipulationen der französischen Presse. Die russische Regierung ließ es sich mit Wissen und mit Billigung des Zaren Millionensummen kosten, den Zeitungslern in Paris das Bewußtsein davon einzupflanzen, es sei eine Frage von Leben und Tod, wie sich die balkanischen Affären zwischen Serbien und Österreich entwickelten. Es kam vor, daß der russische Botschafter in Person dem französischen Staatspräsidenten Taschen voller Bargeld übergab, die dann von dessen Mitarbeitern diskret an die Journalisten verteilt wurden. Davon profitierten auch manche französische Abgeordnete, denn die damalige Pariser Tagespresse war vielfach persönlichen Interessen einzelner Politiker verpflichtet. Im Gegenzug revanchierte sich die französische Regierung mit Krediten für den Ausbau des strategischen russischen Eisenbahnnetzes. Der russische Aufmarsch gegen Deutschland mußte möglichst beschleunigt werden.

»Jeder dieser Zeitungseigentümer und Führer hat eine Gruppe Abgeordneter und Senatoren hinter sich, die mit ihm in die Höhe kommen wollen und sich ohne Widerspruch unterordnen.

Herr Poincaré glaubt mit mir, daß für diesen Zweck ein sehr großes Opfer unsererseits notwendig ist. Ich wage kaum den Betrag anzugeben: 3 Millionen Franken ...«

Der russische Botschafter in Paris, Iswolski, an seinen Außenminister Sasonow, 12. Juli 1913

All das wäre der Weltöffentlichkeit wahrscheinlich nie bekannt geworden, hätten nicht die Bolschewiki nach der Oktoberrevolution von 1917 eine Zeitlang ein ausgesprochenes Vergnügen dabei empfunden, den russischen Vorkriegsimperialismus zu entlarven. Den französischen Vorkriegsimperialismus präsentierten sie der Weltöffentlichkeit damit nebenbei, denn natürlich enthielt die Korrespondenz des russischen Botschafters in Paris mit seinem Ministerium in St. Petersburg zahlreiche direkte Informationen über die gemeinsamen Machenschaften.

Zwischen dem Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914 und dem Kriegsausbruch um die Monatswende Juli/August 1914 liegen gute vier Wochen. In diese Wochen fielen etliche Ereignisse, die später geradezu in Vergessenheit gerieten, so zum Beispiel der Reise der französischen Staatsführung ins russische St. Petersburg. Zeitgenössische Karikaturisten erfaßten den Zweck der Reise recht genau und stellten einen französischen Staatspräsidenten dar, der den russischen Zaren in den Sattel seines Streitrosses hob. Auch Teile der französischen Linksoption protestierten gegen diese Reise, denn die Absicht einer letzten Verständigung und gegenseitigen persönlichen Versicherung der Kriegsbereitschaft beider Länder war offenkundig.

Wie über so vieles, schwieg man sich später auch darüber aus. Ein Protokoll wurde nicht veröffentlicht. Dieses Schweigen war mit den unaufhörlichen Versicherungen unvereinbar, die französische Regierung hätte alles getan, um den Krieg zu vermeiden. Wäre dies so gewesen, hätte man ein entsprechendes Dokument vorlegen können. Aber dieser Mangel schien den ungezählten patriotischen Politikern, Journalisten und Professoren, die diese Versicherungen wiederkäuten, offenbar niemals aufzufallen.

Tatsächlich läßt sich dem Gesamtszenario des 24. Juli 1914 die präzise Information entnehmen, daß die späteren Alliierten den allgemeinen europäischen Krieg erwarteten und gezielte Schritte in diese Richtung unternahmen, während Deutschland diesen Krieg nicht erwartete. Am 24. Juli 1914 gab es sogar überhaupt noch kein Anzeichen dafür, daß die deutsche Regierung irgendeinen Schritt in Richtung Krieg unternommen hatte.

Am diesem 24. Juli 1914 wartete man in Serbien auf das österreichische Ultimatum als Reaktion auf die Ermordung des österreichischen Thronfolgers durch jene Terrorgruppen, die man im eigenen Land duldete. Man rechnete mit Bedingungen, die abgelehnt werden könnten. Serbiens Vorbereitungen für eine entsprechende Antwort auf Österreichs noch unbekanntes Ultimatum wurden von einer Mobilisierung der gesamten Streitkräfte begleitet. Das geschah nach Rücksprache mit Rußland.

Am 24. Juli 1914 plante der russische Kronrat die Mobilisierung der Streitkräfte. Generalstabschef Januschkewitsch gab dem zuständigen General Dobrolski den Befehl, die Mobilisierung von 1 100 000 russischen Soldaten in Gang zu setzen.

Das war eine geheime Kriegserklärung an Deutschland und folgte genau den Bestimmungen des französisch-russischen Geheimvertrags von 1892, die in den Jahren vor 1914 durch französisch-russische Generalstabsbesprechungen präzisiert worden waren. Geplant war ein vernichtender Ost-West-Angriff auf Deutschland, sobald auch nur eine der Dreimächte, Italien, Österreich-Ungarn oder Deutschland, ihre Streitkräfte mobilisieren würde. Rußland rief schließlich nach Angaben des verantwortlichen Generals insgesamt vierzehn Millionen Mann zu den Fahnen. Die offizielle Darstellung, es sei nur eine Teilmobilmachung, war eine Heuchelei, die Deutschland täuschen sollte, bis es zu spät sein würde. Kriegsminister Suchomlinow hatte am 25. Juli ein Essen mit Baron Rosen und rief dabei: »diesmal werden wir marschieren«, als er die Nachricht von der serbischen Mobilmachung bekam, der die österreichische zweifellos folgen würde. Niemand wußte das besser als er.

Am 24. Juli erklärte der russische Außenminister Sasonow angesichts der Nachrichten vom österreichischen Ultimatum an Serbien: »Das ist der europäische Krieg«. Sasonow argumentierte entlang der Stoßrichtung der russischen Politik, als er der britischen und französischen Regierung erklärte, keine Vermittlung hinnehmen zu wollen – es war eine Kriegspolitik. Daß er angab, Frieden zu wollen, findet sich in den Unterlagen nicht.

Am 24. Juli 1914 gab das belgische Außenministerium ein Rundschreiben an die Offiziere der belgischen Armee heraus. Darin stand zu lesen, Belgien habe vollständig mobilisiert. Lediglich zur Tarnung folgte die offizielle Mitteilung der belgischen Mobilmachung erst am 30. Juli 1914.

»Hat sich das französische Volk nicht eben wegen seines Glaubens an diese Unschuld, infolge dieser Fälschungen in den Krieg hineintreiben lassen, den die Welt vier Jahre lang hat erdulden müssen? Der Massenmord, die Ruinen, die Austreibungen, die Hungersnöte, die Revolutionen und auch, warum nicht, die Bereicherungen, waren die etwa mäßig? Warum sollte also die Entrüstung mäßig sein, wenn das Verbrechen so unerhört war?«

Georges Demartial, französischer Historiker

Am 24. Juli 1914 begann Frankreich, seine afrikanischen Truppen nach Frankreich zurückzuholen. Sie sollten später bei der Marneschlacht eine mitentscheidende Rolle einnehmen und wurden danach bei einer Parade in Paris gefeiert – obwohl fast jeder Soldat als Trophäe ein abgeschnittenes Körperteil eines deutschen Soldaten mitführte.

Am 24. Juli 1914 unternahm Frankreich erste Schritte der Mobilmachung der Truppen im eigenen Land. Sie waren wie geplant innerhalb von elf Tagen voll einsatzbereit. Als Staatschef Poincaré am 4. August vor das Parlament trat, konnte er das verkünden, so daß die volle Mobilmachung um den 24. Juli herum eingesetzt haben muß, obwohl sie nicht offen bekanntgegeben wurde. Auch dies folgte den Absprachen zwischen der französischen und russischen Führung.

Am 24. Juli 1914 hatte Frankreich bereits seine Flotte aus dem Atlantik zurückgezogen und ins Mittelmeer verlegt, als Drohkulisse gegen das mit Deutschland verbündete Italien. Den Schutz der französischen Nordküste übernahm die britische Flotte. Dies geschah nach Absprachen, die am britischen Parlament vorbei getroffen worden waren und auch bereits den britischen Kriegseintritt praktisch voraussetzten. Für diesen Zweck mobilisierte Großbritannien am 24. Juli 1914 seine Flotte zur Kontrolle der Nordsee, der Ostseeausgänge, des Englischen Kanals und der französischen Küste, sowie zur Sicherung der britischen Truppentransporte nach Frankreich, deren dortiger Einsatz gegen Deutschland jahrelang vorbereitet worden war.

Am 24. Juli 1914 waren Frankreichs Staatschef Poincaré und Ministerpräsident Viviani auf dem Weg nach St. Petersburg, Rußland, wo sie mit großem Prunk und Aufwand empfangen wurden. Dort versicherten sie den russischen Führern noch einmal, Frankreich sei bereit und würde einen russischen Krieg gegen Deutschland unterstützen. Bei ihrer Verabschiedung war die russische Mobilmachung bereits am Laufen. Sie überquerten die Ostsee auf dem Rückweg auf einem französischen Kriegsschiff und führten von dort über Funk eine rege Korrespondenz über politische und militärische Angelegenheiten, die in den französischen Rechtfertigungsveröffentlichungen später vollständig zensiert wurde. Beide erreichten Paris am 29. Juli.

Am 24. Juli schickte der englische Botschafter aus St. Petersburg eine Nachricht über die Ergebnisse der Reise Poincarés an seine Regierung. Diese Nachricht wurde später wie alles, was mit dieser Reise zusammenhing, in den Rechtfertigungsveröffentlichungen der Alliierten verschwiegen. Sie meldete vollkommene Einigkeit Frankreichs und Rußlands in allen Punkten und lautete zu den Fragen, über die bald der Krieg ausbrechen sollte: »Entschluß, Österreich alle Einmischung in die inneren Angelegenheiten Serbiens und jeden Angriff auf dessen Souveränität und seine Unabhängigkeit zu verbieten; – feierliche Bestätigung der Bündnispflichten zwischen Frankreich und Rußland.« Da völlig offenkundig war, daß Österreich auf die Ermordung von hohen Beamten und jetzt sogar des eigenen Thronfolgers durch serbische Terroristen, die von der serbischen Regierung nicht verfolgt wurden, nicht mehr ohne Eingriff in die serbische Souveränität reagieren konnte, waren die Folgen klar.

Am 24. Juli 1914 schipperte andererseits Kaiser Wilhelm II., den die alliierte Propaganda als das Monster gezeichnet hat, das die Hunde des Krieges von der Kette gelassen habe, noch völlig ruhig auf seiner Sommerreise durch norwegische Gewässer, noch völlig im unklaren darüber, daß sein vollkommener Ruin im Anzug war. Er kehrte am Sonntag, den 26. Juli zurück und begann augenblicklich mit seinen dringenden, aber nutzlosen Appellen an den europäischen Frieden. Er wurde von Zar Nikolaus II. dreist getäuscht, der ihn mit ruhiger Heuchelei um eine Friedensvermittlung zwischen Österreich und Serbien bat, während in Rußland bereits die geheime Generalmobilmachung gegen Deutschland lief.

Der russische Außenminister Sasonow gab später mit gewisser Befriedigung zu, daß der Kaiser den Zaren um den Rückzug seiner Truppen von der Grenze gebeten habe und daß Wilhelm II. »fast am Rand der Verzweiflung« gewesen sei. Das stimmte. Der Krieg lief jedoch bereits an. Die Mobilisierung der Alliierten war rechtzeitig abgeschlossen. Die Lawine kam am 24. Juli 1914 ins Rollen. Der Weltkrieg hatte begonnen. Wilhelm II., der »Friedensmensch im Palast«, wie ihn die eigene Generalität gelegentlich ironisch nannte, verschwendete mit den Appellen seine Zeit. ■

»Die deutsche Hochseeflotte und ihre Häfen waren jetzt unser wichtigstes Operationsziel. Die verächtliche Übergabe der deutschen Marine war der krönende Triumph einer seit 1904 unbarmherzig und erbarmungslos durchgeführten Politik.«

Gerald Francis Ellison (1861–1947), britischer Kriegstheoretiker und wesentlich an der Neuorganisation der britischen Streitkräfte seit 1903 beteiligt

Literatur aus 1920ern:

Lujo Brentano: *Die Urheber des Weltkriegs*, München 1922;

Georges Demartial: *Die Schuld am Kriege, die Vaterlandsliebe und die Wahrheit*, Berlin 1921;

Alfred Fabre-Luce: *Der Sieg*, Frankfurt 1925

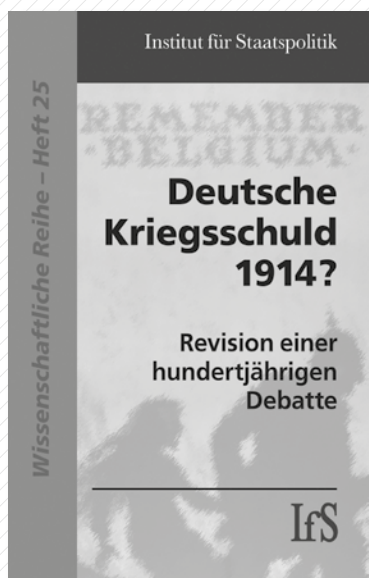
Graf Max Montgelas: *Leitfaden zur Kriegsschuldfrage*, Berlin 1923;

Robert L. Owen: *Rede über die Kriegsschuldfrage, gehalten vor dem Senat der Vereinigten Staaten am 18. Dezember 1923*, mit einem Vorwort von Alfred von Wegerer, Berlin 1925.



# Institut für Staatspolitik

## Studien 24 und 25



### Deutsche Kriegsschuld 1914? Revision einer hundertjährigen Debatte

40 S., brosch., 5 €

Die alliierte Propagandalüge der deutschen Kriegsschuld am Ersten Weltkrieg wurde in der Bundesrepublik zu einem Dogma erhoben. Während es bis in die sechziger Jahre noch Widerstand gegen die »Selbstverdunkelung deutschen Geschichtsbewußtseins« (Gerhard Ritter) gab, setzte sich dann die Rede vom »Griff nach der Weltmacht« (Fritz Fischer) durch. Die neuesten Forschungen revidieren diese einseitige Sicht. Die neue Studie des IfS zeichnet die Debatte nach und faßt die Ergebnisse zusammen.

### Ansturm auf Europa. Ist das Grundrecht auf Asyl noch zeitgemäß?

44 S., brosch., 5 €

Schätzungen zufolge befinden sich derzeit 18 Millionen Afrikaner auf der Flucht, meist Richtung Norden. Deutschland garantiert allen politisch Verfolgten Asyl und droht daher mit dem Ansturm komplett überfordert zu werden. Damit erweist sich dieses Grundrecht in unserer heutigen mobilen Gesellschaft als völlig untauglich und ist ein Einfallstor für größte soziale Konflikte. Wer hat Interesse an dieser Zuspitzung? Welche Konsequenzen folgen daraus? Die Studie des IfS beurteilt die Lage und zeigt notwendige Handlungsoptionen auf.



## INSTITUT FÜR STAATSPOLITIK

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel/Fax (034632) 9 09 41 · e-Post [institut@staatspolitik.de](mailto:institut@staatspolitik.de)

[www.staatspolitik.de](http://www.staatspolitik.de)

# Der Krieg und die Schriftsteller

von Günter Scholdt

Die Jahrhundertwende war gekennzeichnet durch Opposition von Kunst und Literatur gegen das Etablierte. Naturalisten beklagten mangelnde Aufmerksamkeit für die soziale Frage. Expressionisten proklamierten den Aufbruch aus saturierter Erstarrung. Zeitschriften wie der *Simplicissimus* mit Satirikern von Ludwig Thoma bis Heinrich Mann geißelten die bürgerlich-adlige Fassaden-Gesellschaft, karikierten preußische Militärgesinnung oder spotteten über wilhelminische Repräsentationskunst. Gerhart Hauptmann schockierte durch seine Mitleids-Dramatik (*Vor Sonnenaufgang*, *Die Weber*), was man von höchster Stelle als »Rinnsteinkunst« schalt und durch Kündigung der Kaiserloge quittierte.

Seit August 1914 jedoch gehörte Hauptmann zu den Deutschland-Advokaten in vorderster Linie und legte sich mit Romain Rolland und anderen Anklägern aus der Riege der internationalen Kulturszene öffentlich an. Was zahlreiche Deutsche bei Kriegsausbruch entflammete, war das Bewußtsein verschworener nationaler Einheit in der Stunde höchster Gefahr. Man faßte es unter Schlagworten wie »Augusterlebnis«, »Ideen von 1914« oder »Burgfriede« gemäß Kaiser Wilhelms Worten, »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!« Die Euphorie ist von Schriftstellern hundertfach verbürgt: ungewöhnliche, aber auch besondere Quellen, insofern gerade Literaten sich häufig als volkshistorische Deuter einbringen, nicht selten sogar als Schöpfer oder Zerstörer von Mythen.

So notierte etwa der internationale Bestsellerautor Emil Ludwig am 4. August: »Ein Pathos, das drei ganze Tage währt? Ein unendliches Pathos! In diesen Tagen war jeder einzelne zugleich das Ganze, jeder trug die deutsche Krone, jeder war Michael.« Ernst Barlach verglich das Augusterlebnis mit »einem großen Liebesabenteuer« und »Glücksgefühl«, »außer sich zu sein, erlöst von sich. Und dies Größere ist keine bloße Idee. In den ersten Tagen konnte ich nicht schlafen in diesem Zustand vor Erweiterung.« Und Friedrich Gundolf frohlockte, »eine solche Einheit zu erleben«, sei »schon einen Weltkrieg wert«.

Irritiert gab sich selbst der Radikalpazifist Wilhelm Herzog: »Realität wird immer stärker sein als unsere Idee. ... Wir, Freunde des Friedens und Kündler einer neuen Ethik, melden uns als Kriegsfreiwillige.« Hugo von Hofmannsthal sah »bis zum letzten Holzknecht« nur freudige Entschlossenheit, Harry Graf Kessler meinte, aus dem »in neue Form« gegossenen deutschen Volk sei etwas »aus unbewußten Tiefen« emporgestiegen, »das ich nur mit einer Art Heiligkeit vergleichen kann«. Richard Dehmel sprach von einem an Pfingsten erinnernden »seelischen Flammenwunder«. Aus einem Ständestaat sei »all der Parteihader und Klickendünkel«, alles »Sklavenhändler-Herrentum« plötzlich wie »weggezaubert«.

In diesem Ton geht es weiter über Ina Seidel und Ilse Kurz (»Mein Volk, wie bist du groß«) bis zu dem bereits im September gefallenen Ernst Wilhelm Lotz (»Und auf allen Gesichtern sieht man eine groß leuchtende

»Mehr als einmal ist mir's in diesen 14 Tagen kalt über den Rücken und heiß über die Backen gelaufen. Wo sind eigentlich die politischen Parteien mit ihrem Gezänk, und was waren das für Dinge in einer fernen Vergangenheit, die Reichsverdrossenheit, Mainlinie, Bürokratismus hießen!! Das größte, was ein Mensch erleben kann, ist Krieg!!!«

Börries von Münchhausen am 14. August 1914 an Levin Ludwig Schücking

Begeisterung, es gibt keine Unterschiede mehr zwischen Sozialdemokraten, Elsässern und Patrioten«) oder Alfred Döblin, der noch im August 1917 verkündete: »Der Krieg hat eine Volksgemeinschaft geschaffen, wie die langen Friedensjahre nicht«, erhoben über »Kasten und Stände« mit »von Stunde zu Stunde« wachsender Kraft.

Robert Musil erfuhr die Mobilmachung in Berlin als rauschhaftes »großes Erlebnis«, »das Gott nahebringt«, Todesfurcht zurückdränge oder das Gefühl erwecke, Goethe »zu verteidigen«. Man dürfe es auch aus zeitlicher Distanz nicht abwerten. Schließen wir mit Sigmund Freuds Jubel bei Kriegsausbruch, seit 30 Jahren gehöre Österreich-Ungarn erstmals wieder seine »ganze Libido«.

In der neuen »Burgfrieden«-Gesellschaft sah man spontan alles Trennende überwunden zwischen Klassen, Regionen, Konfessionen, Ethnien, Generationen, Kulturen, Mentalitäten, Geschlechtern oder Berufsgruppen. Die Bewilligung der Kriegskredite durch die SPD, in deren Kontext auch »kriegssozialistische« Reformen und wichtige konkrete Schritte zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Aussöhnung erfolgten, entlockte dem Arbeiterdichter Karl Bröger folgendes »Bekanntnis«:

*»Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt, / bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt. / Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort, / auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort / Deutschland! ... / Herrlich zeigt es aber deine größte Gefahr, / daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.«*

Ein Wort zum Verhältnis der Kirche zum Staat: Von protestantischer Seite war dies ja ohnehin überaus loyal, und Autoren wie Walter Flex oder der spätere Pastor Niemöller identifizierten bedenkenlos deutsche und göttliche Belange. Neu war der Schulterschuß zwischen dem (preußischen) Staat und der katholischen Kirche, eine Beziehung, die zuvor an den Folgen des Kulturkampfes gelitten hatte. Nun wurden staatlicherseits etwa die Diskriminierungen der Jesuiten aufgehoben. Und der Priesterdichter Ernst Thrasolt verwies als Modell für die Gegenwart auf das Toleranzedikt von 1813, in dem das Christentum mit dem römischen Staat ausgesöhnt wurde. »Heilige Feuer« sah er nun »durch die deutschen Lande« und alle Frontabschnitte leuchten. In einem großen heiligen Weltbrand würden »alle Gottlosigkeit und unchristliches Wesen, alles undeutsche und unnatürliche Wesen« weggefressen.

Auch regionale Differenzen verloren ihre Schärfe. Der Nord-Süd-Gegensatz, in dem Preußen für spartanisches Kriegerethos stand, negativ formuliert: den Militarismus, Bayern oder Württemberg hingegen für das katholische und liberale Element, war passé. Jetzt deutete mancher sogar die geistige und militärische Rüstung als weise Voraussicht. Natürlich litten nichtdeutsche Minderheiten in den Grenzregionen, exemplarisch in Elsaß-Lothringen. Doch die Hoffnungen französischer Chauvinisten erfüllten sich nicht. Es gab kaum Desertionen, vielmehr eine mit Innerdeutschland vergleichbare Freiwilligenzahl. Adrienne Thomas registrierte in Metz große vaterländische Gefühle und kaum Loyalitätskonflikte. Zumindest in den ersten Kriegsjahren erscheint die Anordnung des preußischen Kriegsministeriums vom 15. März 1915, Elsaß-Lothringer nur mehr an der Ostfront einzusetzen, als Fauxpas, der die Grenzbewohner in ihrem Patriotismus kränkte.

Zudem gingen die Generationen wieder aufeinander zu, da sich die Jugendrevolte nun gegen den gemeinsamen äußeren Feind richtete. Zuvor hatte es deutliche Symptome von Vater-Sohn-Konflikten gegeben. Die Jugendbewegung war aufs Land gezogen und hatte zentrale Werte der in der Gründerzeit reich Gewordenen verachtet. Auch hatte sie gegen das Erdrückend-Autoritative der Altvorderen protestiert. Carl Zuckmayer erinnerte sich, daß ihm das abzudienende Soldatenjahr während der Gymnasialzeit stets als »peinliche, bedrohliche Vorstellung« von »Stillstehen, Maulhalten« erschienen sei. Jetzt hingegen war es »Befreiung von bürgerlicher Enge und Kleinlichkeit, von Schulzwang« und allem, »wogegen wir schon im »Wandervogel« revoltiert hatten«. Jetzt war es »blutiger, heiliger Ernst, und zugleich ein gewaltiges, berausches Abenteuer, für das man das bißchen Zucht und Kommißkram gern in Kauf nahm. Wir schrien »Freiheit«, als wir uns in die Zwangsjacke der preußischen Uniform stürz-

«Laß mich gehn, Mutter,  
laß mich gehn!  
All das Weinen kann uns  
nichts mehr nützen,  
Denn wir gehn, das  
Vaterland zu schützen.  
Laß mich gehn, Mutter, laß  
mich gehn!  
Deinen letzten Gruß will ich  
vom Mund dir küssen:  
Deutschland muß leben,  
und wenn wir sterben  
müssen!«

Heinrich Lersch: »Soldatenabschied« (1914)



»Seelisches Flammenwunder«, Richard Dehmel als Kriegsfreiwilliger, 1914

»Nimm du die Völker der  
Erde in Sold,  
Baue Wälle aus Barren von  
Gold,  
Bedecke die Meerflut mit  
Bug bei Bug,  
Du rechnetest klug, doch  
nicht klug genug.  
Was schießt uns Russe und  
Franzos?  
Schuß wider Schuß, und  
Stoß um Stoß! ...  
Haß der Hämmer und Haß  
der Kronen,  
Drosselnder Haß von  
siebzig Millionen,  
Sie lieben vereint, sie  
hassen vereint,  
Sie alle haben nur einen  
Feind: ENGLAND!«

Ernst Lissauer: »Haßgesang gegen England« (1914)

ten.« Und der 16jährige Schüler Brecht, noch im Wartestand zum Soldatentum, versprach per Zeitung, die Zurückbleibenden würden zeigen, »daß sie ihrer Brüder und Söhne würdig sind. Die Frauen werden das Wort vom schwächeren Geschlecht Lügen strafen, die Jugend den Verdacht, der auf der »modernen Jugend« liegt, zurückweisen. Wir alle, alle Deutschen, fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.«

In Dutzenden von literarischen Bekenntnissen und Apologien kam es zum Schulterschuß mit dem Reich, und fast alles, was damals Rang und Namen hatte, beteiligte sich daran: Thomas Mann, Dehmel, Rilke, Frenssen, Ganghofer, Borchardt, Wedekind oder Arnold Zweig. Hermann Sudermann und Ludwig Fulda entwarfen den Text des Aufrufs der 93 Intellektuellen gegen Vorwürfe barbarischer deutscher Kriegsführung. Über den »Geist von 1914« wurden in Deutschland allein von August bis Jahresende 86 Theaterstücke uraufgeführt. Die Machteliten honorierten dies: Brögers »Bekenntnis« wurde bis 1916 in 40 Millionen Abdrucken verbreitet; Bethmann Hollweg zitierte es im Reichstag als Einheitsbeleg. Kaiser Wilhelm verlieh Ernst Lissauer den Roten Adlerorden für seinen populären »Haßgesang gegen England«. Zahlreiche ähnlich Dekorierte folgten.

Als Freiwillige meldeten sich unter vielen anderen: (fast 51jährig) Richard Dehmel, Walter Flex (trotz Sehenschwäche in der Hand; †1917), die Brüder Jünger, Peter Bamm, Oskar Kokoschka, Rudolf Leonhard, August Stramm

(†1915), Ringelnatz, Klabund, Reinhard Johannes Sorge (†1916), Ludwig Thoma, Ludwig Ganghofer, Börries von Münchhausen, Ernst Toller, Wieland Herzfelde, Alexander Lernet-Holenia, Walter Hasenclever, Ernst Wiechert oder Joseph Roth. Zu den früh Gefallenen unter ihnen gehörten der 48jährige Hermann Löns, den das Schicksal bereits im September 1914 ereilte, wie auch Ernst Wilhelm Lotz oder Alfred Lichtenstein. Tragisch war der Soldatentod von Gerrit Engelke noch am 13. Oktober 1918, nachdem er verzichtet hatte, sich reklamieren zu lassen. Als Freiwillige ausgemustert wurden Alfred Kerr, Hugo Ball oder der im Friedensdienst beschäftigte Hermann Hesse, der damals die Verwandtschaft von Künstler und Soldat bedichtete: »Die ihr draußen in den Schlachten standet, / Seid mir Brüder nun und neu geliebt!«

Thomas Mann stand dem nicht nach: »Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt hatte! / Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung.«

Nicht zuletzt jüdische Schriftsteller sahen den Weltkrieg als Chance, enger mit der Heimat zu verwachsen. Dazu dienten Freiwilligenmeldungen oder publizistische Beiträge, von Arnold Zweig über Alfred Döblin bis Ernst Lissauer, dessen »Haßgesang« vom bayrischen Kronprinzen an die Truppe verteilt wurde. Ernst Toller frohlockte damals, der Kaiser kenne keine Parteien und »das Land keine Rassen mehr«, alle »verteidigen eine Mutter, Deutschland«. »Ja, wir leben in einem Rausch des Gefühls. Die Worte ... Vaterland, Krieg haben magnetische Kraft.« Friedrich Gundolf schwärmte nach Tannenberg gegenüber Karl Wolfskehl: »diese Tage als Deutscher erlebt zu haben wiegt jede Sehnsucht nach Perserkriegs- und imperialen Siegen auf – es ist die Wirklichkeit eines grossen Volks, und unsres Volks.«

Alfred Kerr schließlich, der damalige Reich-Ranicki der Theaterkritik, veröffentlichte neben diversen martialischen Bekenntnissen, in denen er den »Deutschlandhetzern« die Krätze an den Hals und den Russen die Vernichtung wünschte (»Zarendreck! Barbarendreck! Peitscht sie weg!«), folgende Verse:

»Es weht der Allerseelenwind. / Wir schreiten alle Einen Schritt. /  
Und die wir fern vom Felde sind, / Wir kämpfen mit; wir sterben  
mit.«

Auch jüdische Autorinnen begeisterten sich für die Einheit: allen voran Else Ury mit dem populären Kinderbuch *Nesthäkchen und der Weltkrieg*, Lola Landau oder Adrienne Thomas, die 1930 den pazifistischen Bestseller *Die Katrin wird Soldat* publizieren wird. Im Krieg sammelte sie Autogramme damaliger Armee-Idole, und auf die Rückeroberung von Przemyśl reagierte sie laut Tagebuch vom 3. Juni 1915 begeistert:

»Metz prangt in Flaggenschmuck. ... als ich ankam, begann die Militärkapelle auf dem (Parade)Platz ›Es braust ein Ruf wie Donnerhall‹ zu spielen. Da fühlte man denn so recht, wie deutsch das Herz ist, trotz all der Abscheu vor dem furchtbaren Morden ... Ich habe begeistert mitgesungen u. aus Leibeskräften hurra gerufen.«

Ähnliche Stimmung bei der Heine-Biographin Doris Wittner, die es 1914 »tief ergreifend« fand, zu sehen, »wie die heterogensten Geister« sich in einer »Formel« finden: »Zu sehen, wie ein Volk aufsteht, Mann an Mann, Frau für Frau, zusammengeschweißt vom Geist der Pflicht«. Das sei ein so großes und großartiges Erlebnis, »so heilend und heiligend, daß man ihm Ehrfurcht und Dankbarkeit nicht versagen darf«. »Das Volk, das die Nibelungensage, die Reformation, Goethe und die Freiheitskriege erschuf, ist nicht zu besiegen«.

Damit zu den Frauen generell: Dem retrospektiven Klischee einer stillen Anti-Kriegs-Front geborener Pazifistinnen entsprachen sie nicht. Sie trugen vielmehr ihren Teil zur nationalen Wehrgemeinschaft bei. Exemplarisch galt dies für Lyrikerinnen wie Ina Seidel (»Der Fußbreit Erde«) oder Isolde Kurz (»Orakel«). Frühere feministische Emanzipationskämpfe wurden umgehend vertagt oder à la »Burgfrieden« gelöst. Gertrud Bäumer etwa, Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF), nannte »Heimatsdienst« »die Kriegsübersetzung des Wortes Frauenbewegung«. Auch hieß es zuweilen, der Krieg habe die Beziehung der Geschlechter wieder verbessert. So etwa bei Agnes Harder (*Unsere Helden*, 1915) oder Lily Braun, Autorin, Sozialdemokratin und eine der Gründermütter der Frauenbewegung. Gemäß ihrem Band *Die Frauen und der Krieg* (1915) habe der Krieg schlagartig »bei den deutschen Männern all jene Effeminierungserscheinungen, die auf den verschiedensten Gebieten schon zutage getreten waren«, vernichtet. Die jetzigen Soldaten seien wieder »nichts als Männer, von dem einen ursprünglichen, primitiven Geschlechtsgefühl durchglutet und zusammengehalten: schützen – die Scholle verteidigen – kämpfen«. Desgleichen habe der Krieg die »männischen« »Gelüste und Ehrsuchte der Frauen« zerstört, »ihren sentimentalen Pazifismus, ihren törichten Traum von der Schwesternschaft aller Menschen weiblichen Geschlechts.«

Solche Zuspitzungen waren eher selten. Doch die Landesverteidigung wurde von der großen weiblichen Mehrheit bejaht und als ehrenvoller Schutz ihrer selbst und der Kinder verstanden, wobei auch sie sich karitativ einbrachten und als schwerste »Kriegspflicht« das potentielle Opfer ihrer Angehörigen zu akzeptieren hatten. In diesem Sinne warben Hunderte von Büchern oder sonstige Beiträge – mit größtem Publikumserfolg Else Ury, sodann Thea von Harbou, deren *Der Krieg und die Frauen* immerhin 100 000 Käufer fand, gefolgt von Anny Wothes *Vogesenwacht* (1915: 95 000). Bei allem Unbehagen: Explizite Kriegskritik findet sich selten in der Frauenliteratur, zumindest vor 1917. Zu den Ausnahmen gehören Hedwig Dohm, die couragierte Deutsch-Französin Annette Kolb, Clara Viebig (*Töchter der Hekuba*, 1917; Auflage: 47 000) oder die skandalinteressierte Claire Studer, spätere Goll, mit der Schweizer Publikation *Die Frauen erwachen*.

Doch damit sind wir schon kurz vor der Revolution 1918, als das »Burgfrieden«-Sozialprojekt unter der Last der Opfer von Millionen Toten und einer weithin ausgehungerten Bevölkerung zusammengebrochen war. Neuere Historiker in Nachfolge von Jeffrey Verhey haben daraus gefolgert, das Stimmungshoch seit August 1914 sei im Kern ein kurzlebiges propagandagesteuertes Minderheitenerlebnis ohne Tiefenwirkung gewesen. Sie irren gewaltig, wie nicht zuletzt 1933 beweist, als man effektiv an ein offenbar attraktives Erlebnis anzuknüpfen vermochte. ■

»Väter und Brüder und Söhne, Gatten und Verlobte. Da ist wohl kaum ein Frauenherz, das nicht die Angst um ein Geliebtes zusammenkrampft, wenn's heißt: Es gibt Krieg! Und dennoch – da ist auch wohl kaum eine deutsche Frau, die das Vaterland bedroht wüßte und zu dem Geliebten spräche: Bleib daheim! ... Das Liebste hergeben zum Schutz des Vaterlandes – das ist die Kriegspflicht der Frauen.«

Thea von Harbou: *Der Krieg und die Frauen*, Neuaufgabe 1916

## 1914: Kunst und Kampf

von Benjamin Jahn Zschocke

Wann ist der Künstler am besten? Immer, wenn es ans Eingemachte geht. Wenn es in der Hirnschale schmirgelt, die Schmerzen überwiegen – kurz, wenn der Kampf als inneres Erlebnis bildnerisch zutage tritt. Kunst entsteht zwischen den Reibungsflächen der Seele. Max Beckmann (1884–1950) und Otto Dix (1891–1969) stehen, so unterschiedlich sie waren, exemplarisch für diese existentielle Kunstauffassung. Beider Wesen und Werk wurden wesentlich vom Ersten Weltkrieg bestimmt. Ab 1914 entluden sich in Europa über Jahre aufgestaute Energien. Ein alles erfassender Sturm trieb dem Abendland das 19. Jahrhundert aus.

Beckmann und Dix entstammen mit ihrem ganzen Wesen und Denken dem bürgerlichen Zeitalter: Beckmann erblickt am 12. Februar 1884 als Sohn eines Grundstücksmaklers in Leipzig das Licht der Welt. Sein künstlerisches Talent wird früh erkannt, zwischen 1900 und 1903 studiert er an der Großherzoglich Sächsischen Kunstschule und malt in dieser Zeit zeitgenössische Bilder. Dix wird am 2. Dezember 1891 in Gera als Arbeitersohn geboren, malt frühe Werke im Stil des ausgehenden Jahrhunderts, als er zwischen 1905 und 1909 eine Lehre zum Dekorationsmaler absolviert. Zwischen 1909 und 1914 folgt ein Studium an der Kunstgewerbeschule Dresden.

In Beckmann und Dix gärt der Durst nach Leben, nach Erfahrungszuwachs, Grenzgang, Konfrontation und echtem Schmerzerlebnis. Beide gehen innerlich auf Distanz zur bürgerlich-künstlerischen Dekadenz und spalten sich ab: Beckmann wird 1905 Mitglied der Berliner Secession. Seit 1910 deren Vorstand, tritt er 1913 aus ihr aus und schließt sich der Freien Secession an. Dix steht den aufkommenden Kunstströmungen der Moderne – allen voran Kubismus und Expressionismus – aufgeschlossen gegenüber und übernimmt den auf Zergliederung des Bildgegenstandes und starker Farbwirkung und -vereinfachung beruhenden Habitus dieser Stile. Nach dem Krieg wird er zusammen mit Conrad Felixmüller die Dresdner Secession gründen.

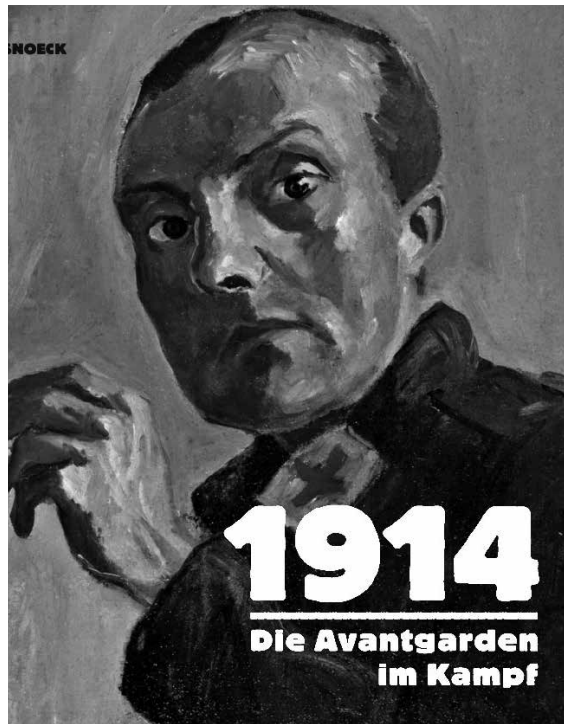
Es gärt und brodelte, nicht nur im politischen, auch im künstlerischen Deutschland. Heerscharen von Künstlern, Literaten, Komponisten und Intellektuellen sehnen den großen

Waffengang herbei, die Erneuerung Europas. Beckmann schreibt 1909 in sein Tagebuch, daß der Krieg »für unsere heutige ziemlich demoralisierte Kultur gar nicht schlecht« wäre. 1914 werden besagte Eliten dem Ruf zu den Waffen engagiert und meist freiwillig Folge leisten, mancher junge Meister bezahlt das mit dem Leben. Auch Max Beckmann und Otto Dix melden sich freiwillig: Dix wird seinen Dienst bei der Feldartillerie und als MG-Schütze an beiden Fronten leisten. Kurz vor Ende des Krieges meldet sich der Unteroffizier noch freiwillig zu einer Fliegerausbildung. Beckmann ist zwei Monate als Krankenpfleger an der Ostfront eingesetzt und dann in Flandern, zuerst in einem Typhuslazarett und später in einem Operationssaal nahe der Front. Spätere Genesungsaufenthalte und die 1915 erfolgte Beurlaubung vom Frontdienst lassen einen dauernden nervlichen Zerrüttungszustand vermuten, der jedoch nie bewiesen wird. In einem Begleittext zur bis Februar dieses Jahres in der Bundeskunsthalle gezeigten Ausstellung »1914 – Die Avantgarden im Kampf« (Ausstellungskatalog: Snoeck Verlagsgesellschaft, Köln 2013. 352 S., zahlreiche Abb., 78 €) schreibt Uwe M. Schneede zu Beckmanns Beweggründen, in den Krieg zu ziehen: »Max Beckmann ging es um die Kunst, um jene Erfahrungsanreicherung, die ihm für seine Ziele unabdingbar schien. Er hatte diese Ziele bereits 1909 in strikter Abgrenzung von den Avantgardisten, besonders dem Blauen Reiter, klar formuliert: Sein Herz schlage ›nach einer roheren gewöhnlicheren vulgären Kunst‹, die nicht ›verträumte Märchenstimmungen lebt zwischen Poesien‹, sondern ›dem Furchtbaren, Gemeinen, Großartigen, Gewöhnlichen, Grotesk-Banalen im Leben direkten Eingang‹ gewähre. ... Er dachte, wenn er die Leiden sah, an seine Kunst.« Beckmann wollte aufs Schlachtfeld, wollte seinen Erfahrungshorizont anreichern, verdichten. Vom 2. März 1915 stammt seine Notiz: »Ach, das ist wieder einmal Leben!« Wenig später bringt er sein Wollen auf den Punkt: »Meine Kunst kriegt hier zu fressen.«

Sehr ähnlich klingt das rückblickend bei Dix: Als »Wirklichkeitsmensch«, sagt er, sei es notwendig gewesen, »den ganzen Schmerz und das Leiden, ... das ganz stinkig Dreckige« in

sich aufzunehmen, um es später künstlerisch transformiert wiedergeben zu können. Hier nähert man sich der Künstlernatur, denn plump und vulgär wäre es, anzunehmen, daß Beckmann und Dix Freude am Völkermorden empfanden. Vielmehr wurden sie als hochgradig sensitive, aufnehmende Wesen intuitiv in das Kraftfeld dieses Krieges gezogen, um ihre existentielle Schlacht mit den Extremen des Lebens zu schlagen. Sie taten es mit Ehrfurcht vor den großen formenden Kräften des Lebens, denen sie an der Front in unmittelbarster Form ausgeliefert waren; mit einer beständigen Gänsehaut, die den Künstler vom tumben Schlächter unterscheidet. In Beckmanns Frontimpression vom 11. Oktober 1914 klingt das nach: »Draußen, das wunderbar großartige Geräusch der Schlacht ..., diese eigenartige schaurig großartige Musik. Wie wenn die Tore der Ewigkeit aufgerissen werden, ist es, wenn so eine große Salve herüberklingt. ... Ich möchte, ich könnte diese Geräusch malen.« Max Beckmann wird 1917 – unfähig, seinen Dienst weiterzusehen – offiziell aus dem Militär entlassen. Dix hält bis zum Ende durch. Beide sind gezeichnet, fast am Ende ihrer Kräfte.

Auch in der Herangehensweise an ihr künstlerisches Schaffen ähneln sich Beckmann und Dix, sie stehen stellvertretend für viele ihrer Zeitgenossen. Entstehen während ihrer Dienstzeit vornehmlich kleinere, skizzenhafte Arbeiten (was auch den schlechten Malbedingungen an der Front geschuldet ist), entlädt sich die ganze Wucht der gesammelten Eindrücke in der Ruhe der Heimat. 1917 entsteht Beckmanns »Selbstbildnis mit rotem Schal«, der krasse Unterschied zum nur zwei Jahre älteren »Selbstbildnis als Krankenpfleger« ist offenkundig: Der ausgemergelte Beckmann klemmt zwischen den Pfosten des Bildes, mit einer Handbewegung, als male er. Körper und Augen schauen indessen zurück auf die grausigen Szenen des Krieges. Ähnliches bei Dix: Im Vergleich der 1915 entstandenen Gemälde »Selbstbildnis als Zielscheibe« und »Selbstbildnis als Mars« sind die inneren Kämpfe bereits im Titel ablesbar. Während erstes den Beschuß nur antizipiert, ist das »Selbstbildnis als Mars« übersät von aufgemalten Einschußlöchern. Das unzweifelhaft bedeutendste Werk dieser Jahre – man muß von einem Schlüsselwerk sprechen – ist Max Beckmanns unvollendete »Auferstehung« von 1915/16. Die Dimension der künstlerischen Entwicklung Beckmanns (vgl. etwa Carla Schulz-Hoffmann/Judith C. Weiss: *Max Beckmann – Retrospektive*, München 1984) wird besonders deutlich im Vergleich mit seinem ebenfalls »Auferstehung« betitelten Werk von 1909: Das ebenso riesige, zuerst entstandene Werk ist im Hochformat angelegt und zeigt typische Menschen des 19. Jahrhunderts, die, religiös konnotiert, in die Ewigkeit aufsteigen. Die während des Krieges entstandene »Auferstehung« gibt den Blick frei auf eine zergliederte Welt, übersät von menschenähnlichen Wucherungen und spröden Protagonisten, die im schmerzhaften Empfinden ihres irdischen



Gewichtes wie Blei am Boden kleben. Nichts verbindet die gezeigten Grüppchen, außer die über allem hängende Schwermut. Figuren erscheinen oder sind noch nicht ganz verschwunden und im Zentrum thront eine schwarze Sonne.

Für die einen sind Max Beckmann und Otto Dix Propheten einer neuen Zeit, welche die künstlerischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts gestaltend begleiteten und über weite Strecken vorwegnahmen. Für andere wiederum bedeuten sie den Anfang des künstlerischen Niedergangs mit der Moderne, ein Vorwurf, der auch andere Zeitgenossen traf: Ernst Ludwig Kirchner, Karl Schmidt-Rottluff, George Grosz, Paul Klee oder Egon Schiele. Ihre Namen werden fälschlicherweise mit einer Entwicklung der bildenden Kunst in Verbindung gebracht, die heute bei der vielzitierten »zerknüllten Plastikfolie« (Neo Rauch) angelangt ist. Doch zwischen dem Ende der Kunst des 19. Jahrhunderts und einer sinnleeren und handwerklich unbedeutenden Assoziativkunst unserer Tage liegen Welten. Die obengenannten Künstler verbildlichten die persönliche Auseinandersetzung des Individuums mit der Größe und Macht der epochalen Umbruchszeit 1914–1918: Sie fanden eine Bildsprache, die das Unausprechliche sagbar machte. Anders als Generationen vor und nach ihnen, die in relativ friedlicher Beständigkeit lebten und leben, wurden sie mit einem unausweichlichen Phänomen konfrontiert, dessen Wucht und Brutalität zuvor nie beschrieben wurde. Und so ist es verständlich, daß dies nicht in blumig-dekorativer, ja harmloser Weise geschehen konnte, wie es zur Zeit ihrer Jugend an den Universitäten vermittelt wurde. Die Maßstäbe hatten sich fundamental verändert. Was zu sagen war, bedurfte einer neuen, herben Sprache. ■

## Aus ernster Zeit – Komponisten im Ersten Weltkrieg

zusammengestellt von Götz Kubitschek

Zu den ersten prominenten Toten der 1914 ausgebrochenen Kriegshandlungen gehörte der 49jährige Komponist Albéric Magnard, einer der bedeutendsten französischen Symphoniker, der als Zivilist bei dem Versuch umkam, sein Anwesen gegen deutsche Truppen zu verteidigen. In Soldatenuniform fielen in den folgenden vier Jahren mehrere junge Komponisten, unter anderem Botho Sigwart zu Eulenburg, Rudi Stephan, George Butterworth, Cecil Coles und Ernest Farrar. André Caplet und Ernest John Moeran erlagen Jahre nach Kriegsende den Spätfolgen ihrer Verletzungen. Der Erste Weltkrieg war jedoch keineswegs nur ein Krieg, in dem auch Komponisten für ihr Vaterland das Leben einsetzten und verloren, er wurde nicht minder intensiv auf dem Notenpapier geführt.

Die Frage nach dem künstlerischen Wert von Kriegsmusik berührt die Frage nach der ästhetischen Beurteilung funktionaler Musik überhaupt. Gerade bezüglich politisch inspirierten Werken neigen Rezipienten dazu, ihre Gedanken besonders stark vom Entstehungshintergrund der Musik beeinflussen zu lassen. Die Aufführungsgeschichte der *Vaterländischen Ouvertüre* Regers veranschaulicht dies exemplarisch: Sie verschwand im Gegensatz zu vielen anderen Kriegskompositionen nicht von den Spielplänen, sondern erfreute sich während der Weimarer Republik und der NS-Zeit anhaltender Beliebtheit und war nicht nur Standardrepertoire deutscher Symphonieorchester, sondern auch, für Bläser bearbeitet, der Militärkapellen. Nach dem Zweiten Weltkrieg totgeschwiegen oder als Verirrung des Komponisten abgetan, gelangte sie wohl erst 2012 bei einem Konzert der Meininger Hofkapelle in Eisenach wieder zur Aufführung. Sie ist auch das einzige der im folgenden genannten Werke, das nicht in einer modernen Einspielung erhältlich ist. Die einzige auf CD verfügbare Aufnahme, die Anfang 2014 herauskam, stammt aus dem Jahr 1942. Zum Vergleich: Elgars *Spirit of England* liegt in mindestens drei verschiedenen Einspielungen vor.

Nachfolgend finden sich Beispiele aus Deutschland, England und Frankreich.

Auf seiten der Mittelmächte lieferte FELIX WEINGARTNER (1863–1942), damals Dirigent der Wiener Philharmonischen Konzerte, den er-



Felix Weingartner

sten größeren Musikbeitrag zum Krieg. Wie er in seinen Lebenserinnerungen schrieb, ließen ihn »die fortwährenden Beschimpfungen der heiligen deutschen Musik« durch alliierte Propaganda und »der Gedanke, ob es möglich sei, die österreichische Kaiserhymne, Haydns herrliches Volkslied, mit dem deutschen ›Heil dir im Siegerkranz‹ kontrapunktisch zu verbinden«, seine Konzertouvertüre *Aus ernster Zeit* komponieren, die er am 8. November 1914 uraufführte. Das virtuos instrumentierte Werk beginnt mit einer konventionellen Sonatenexposition, in der noch nichts darauf hindeutet, daß der Komponist die Durchführung nutzen wird, um einen musikalischen Krieg nach plakativer Art der Schlachtenmusiken des 18. und frühen 19. Jahrhunderts zu entfesseln. Hier kommt nun plötzlich die deutsche Kaiserhymne ins Spiel, die mehrmals von der Marseillaise attackiert wird. Diese erhält später Unterstützung durch die Zarenhymne, aus der Weingartner mit Stilmitteln der damals modernen französischen Musik ein betont ungelenkes Fugato entwickelt. »Heil dir im Siegerkranz« gelingt es allerdings, mit Hilfe von »Gott behüte, Gott beschütze« die feindlichen Hymnen zu vertreiben. Abschließend



kommt es im vollen Orchester zu der erwähnten Verbindung, die jedoch aufgrund der unterschiedlichen Taktarten der Hymnen musikalisch nur teilweise vollzogen werden kann. Kaum überhören lässt sich dabei – gerade mit heutigen Ohren – der Schönheitsfehler der Konzeption: In der Apotheose der deutschen Hymne klingt die melodiegleiche britische mit.

MAX REGER (1873–1916) verarbeitete in seiner am 5. Januar 1916 uraufgeführte *Vaterländischen Overture* das Deutschlandlied, »Die Wacht am Rhein«, »Ich hab' mich ergeben« und den Choral von Leuthen »Nun danket alle Gott«. Sie unterscheidet sich beträchtlich von der Wein-

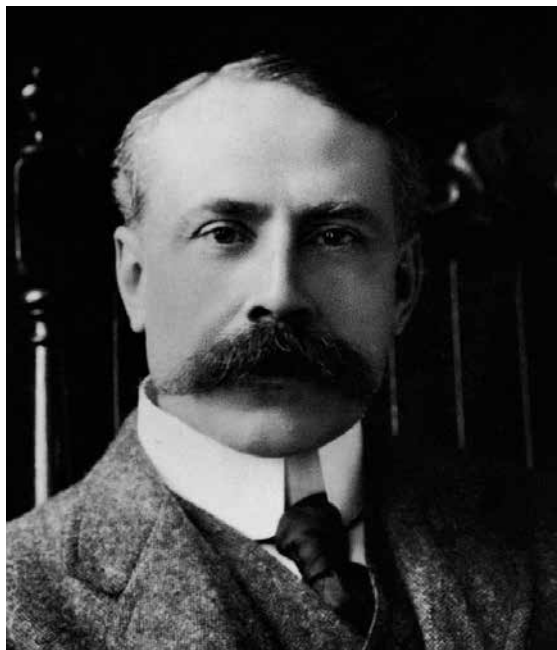


Max Reger

gartnerschen. Werden dort die Hymnen als Zitate von außen in die Komposition hereingeholt, was dem Stück einen potpourriartigen Charakter verleiht, so schält Reger sein Werk regelrecht aus den Motiven der Lieder heraus und fügt eigenes Material nur sehr sparsam ein. Reger überträgt hier die Formidee seiner Choralphantasien für Orgel auf das große Orchester. Von den Liedthemen sind zunächst nur Fragmente und Anklänge zu hören, die in drei großen Steigerungswellen vielfältig variiert werden. Erst auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung erscheinen die Lieder in vollständiger Gestalt und werden gleichzeitig kontrapunktisch miteinander verflochten, wobei der Choral, vorgetragen von einem separaten Blechbläserchor über dem Orchester, das Geschehen zusammenhält. Damit wird der erhoffte deutsche Sieg musikalisch manifestiert, ohne kriegerische Aktionen direkt nachzuzeichnen. Der gesundheitlich angeschlagene Reger, der sich erfolglos zum Landsturm gemeldet hatte und sich seitdem als »totaler Vaterlandskrüppel« fühlte, verstand seine Overture als Ersatz für den verweigerten Dienst an der Waffe. Der nationale Bezug des Werkes ist allerdings nicht nur durch die Liedmelodien gebenden,

sondern auch, im Verständnis des Komponisten, durch die Kompositionsweise selbst: Seine hochchromatische, kontrapunktische und motivisch dichte Musik galt ihm – und nicht nur ihm – als exemplarisch deutsch. Dagegen attestierte er vor allem englischen und französischen Komponisten gelegentlich eine Vorliebe für »diatonisches Geklingel«.

Mit EDWARD ELGAR (1857–1934) stellte Großbritannien den weitaus aktivsten kompositorischen Kriegsteilnehmer; dabei stand der germanophile Komponist dem Kriegsausbruch keineswegs euphorisch gegenüber. So hatte die Tatsache, daß es ihm als erstem britischen Komponi-



Edward Elgar

sten gelungen war, in Deutschland Anerkennung und Förderung zu erfahren und nicht als blasser Epigone deutscher Vorbilder abgetan zu werden, nicht unwesentlich zu seinem Ansehen in England beigetragen. Der andere Grund seines Aufstiegs zum Nationalkomponisten lag freilich in seinen Huldigungsmusiken an das Empire, etwa der Kantate *The Banner of St. George* (1896). Der erste seiner *Pomp and Circumstance Marches*, den Arthur Christopher Benson 1902 auf Anregung Eduards VII. mit dem Text »Land of Hope and Glory« unterlegte, wurde bald zur Hymne des britischen Imperialismus.

Nach Kriegsbeginn meldete sich Elgar freiwillig als Hilfspolizist, fühlte sich jedoch in der Pflicht, der Sache der Alliierten auch künstlerisch zu dienen. Zunächst wurde er im Sinne der Belgien-Propaganda aktiv, als man ihn um einen Beitrag zum *King Albert's Book* bat, einer dem belgischen König gewidmeten Anthologie britischer und französischer Künstler. Elgar wählte Émile Cammaerts' Gedicht »Carillon«, einen flammenden Durchhalteappell an die Belgier, der in die Vision mündet, letztendlich in Berlin einzumarschieren, und vertonte es als Rezitation mit Orchesterbegleitung. Dem mit

großem Erfolg im Dezember 1914 uraufgeführten Stück folgten noch zwei gleichartige Kompositionen: *Une voix dans le desert* (1915) und *Le drapeau belge* (1917). 1915 schrieb Elgar anlässlich eines Wohltätigkeitskonzerts für polnische Flüchtlinge das Orchesterwerk *Polonia*, das zur Stärkung des polnischen Unabhängigkeitsgedankens mit einer Apotheose der Hymne »Noch ist Polen nicht verloren« endet. Im engeren Sinne für Großbritannien tätig wurde er erstmals mit seiner umfangreichsten und künstlerisch ambitioniertesten Kriegskomposition, der Kantate *The Spirit of England*. Anfang 1915 hatte man ihn auf die soeben erschienenen Kriegsgedichte Laurence Binyons aufmerksam gemacht, von denen er drei auswählte: Das abschließende »For the Fallen« wurde noch 1915 vertont, »To Women« folgte im Februar 1916, so daß beide Teile im Mai 1916 erstmals zur Aufführung gebracht werden konnten. »The Fourth of August«, der den Kriegsausbruch thematisierende erste Teil, bereitete ihm jedoch Probleme, er schloß ihn erst im Sommer 1917 ab. Vier Monate später, am 4. Oktober 1917, wurde die komplette Kantate zum erstenmal gespielt, womit Elgars Wirken als Kriegskomponist sein Ende fand. Er zog sich in den folgenden zwei Jahren weitgehend zurück und komponierte Kammermusik.

VINCENT D'INDY (1851–1931), als Gründungsrektor der Pariser Schola Cantorum, Kompositionslehrer und Musikwissenschaftler ein institutionalisierter Künstler par excellence, hatte in der Nachfolge seines Lehrers César Franck eine Kombination klassizistischer und Wagnerscher Elemente zum Ideal der akademischen Kompositionsausbildung erhoben und legte mit seinen eigenen Opern, Orchester- und Kammermusikwerken Musterbeispiele dieses Stils vor. Der Einzelgänger d'Indy, von Wagner fasziniert und abgestoßen zugleich, kultivierte unter dem Einfluß der impressionistischen Malerei eine Ästhetik der Musik als »Klang- und Farbkunst«. Motivisch-thematische Arbeit, Kontrapunkt und Funktionsharmonik – den als besonders deutsch empfundenen Gestaltungsmitteln, von denen d'Indy reichlich Gebrauch machte – kommen in dieser auf den subtilen Klangreiz ausgerichteten, statisch gedachten und momenthaften Musik kaum noch eine Bedeutung zu.

1916 begann d'Indy seine dritte Symphonie zu komponieren, an der er bis 1918 arbeitete und die er *Sinfonia brevis de bello gallico* betitelte. Sie sollte ein Manifest seines Ideals französischer Musik werden: klassisch-klar und übersichtlich im Aufbau, durchsichtig im Klang und volkstümlich in der Melodik. Besonders die Themen des Kopfsatzes, der von der Marneschlacht inspiriert wurde, und des nicht weniger kriegerisch getönten Finales erinnern an Lieder und Märsche aus der Zeit der Französischen Revolution. Das Scherzo soll die »Fröhlichkeit an der Front« verdeutlichen, der langsame Satz »l'art latin« den Gegensatz zur »l'art boche«. Mit einer Siegesfeier, zu der unter Marschritten ein gregorianischer Dankeshymnus angestimmt

wird, endet die Symphonie, deren antideutsche Programmatik die Wagnerschen Wurzeln des Komponisten nur schwer verhüllen kann. Das demonstrativ französisch getönte Werk verdankt in Form, Harmonik und Tonsatz deutschen Vorbildern wesentlich mehr als d'Indy sich damals eingestehen wollte.

CLAUDE DEBUSSY (1862–1918) schuf zwei kurze Stücke, die beide mit der alliierten Belgien-Propaganda in Verbindung stehen, wenn auch auf durchaus unkonventionelle Weise. Kurz nach Kriegsausbruch komponierte er ein Klavierstück, das er König Albert I. und seinen Soldaten widmete, die *Berceuse heroique*, die Weihnachten 1914 im *King Albert's Book* veröffentlicht und 1915 vom Komponisten für Orchester bearbeitet wurde. Zwar ließ sich Debussy, wie seine Briefe



Claude Debussy

bezeugen, durchaus von der Kriegsbegeisterung mitreißen und freute sich etwa, seinen neuen Bechstein-Flügel noch nicht bezahlt zu haben, da er ihn nun als Kriegsbeute betrachten könne; künstlerisch jedoch scheute er das Martialische. Bereits der Titel seines »heroischen Wiegenlieds« verweist darauf, daß er auch hier seinem dezenten Stil treu blieb. Das fast durchgehend leise gehaltene Stück läßt marschartige Rhythmen und Militärsignale anklingen und zitiert im Mittelteil die belgische Nationalhymne, aber all dies gänzlich unpathetisch, als würde man es aus weiter Ferne mit den Ohren eines einschlafenden Kindes vernehmen. Direkt den im Krieg obdachlos gewordenen Kindern Frankreichs, Belgiens, Serbiens und Polens legte Debussy sein Gedicht »Noël des enfants qui n'ont plus de maison« in den Mund, das er 1915 als Klavierlied vertonte. Sie beklagen darin die von deutschen Soldaten verursachten Zerstörungen und wünschen sich den Sieg Frankreichs herbei. ■

# AUS UNSEREM PROGRAMM



ISBN 978-3-902732-24-8

Guntram Schulze-Wegener

## DER ERSTE WELTKRIEG IM BILD

Deutschland und Österreich an den Fronten 1914–1918

266 Seiten mit farbigen Karten und Abb. im Vor- und Nachsatz, über 500 Farb- und S/W-Abb., Hc.

€ 29,90

Die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts beschränkt sich in der heutigen Wahrnehmung häufig auf die Materialschlachten im Westen, die einen ungeheuren Blutzoll forderten und verkarstete Landschaften hinterließen. Dieser aufwändig gestaltete Band thematisiert aber auch die Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges, den völlig anders gearteten Krieg im Osten und an anderen Fronten sowie die Revolten und Revolutionen am Ende des Krieges mit zum Teil bisher unveröffentlichten Fotos, Gemälden, Zeichnungen, Karten und Dokumenten.

ISBN 978-3-902732-27-9

Helmut Roewer

## KILL THE HUNS! – TÖTET DIE HUNNEN!

Geheimdienste, Propaganda und Subversion hinter den Kulissen des Ersten Weltkrieges

512 Seiten, S/W-Abbildungen, Hc.

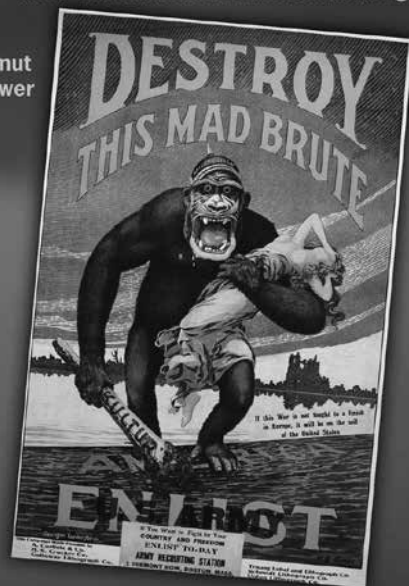
€ 29,90

Der Erste Weltkrieg tobte nicht nur an den Fronten, sondern auch hinter den Fronten in Form von Propaganda und Subversion. Bis heute ist das Märchen, dass deutsche Soldaten nach dem Einmarsch in Belgien angeblich zahlreichen Kindern die Hände abgehackt hätten, in Erinnerung geblieben. Der Kriegspropaganda der Entente gelang es, die Deutschen zu „blutrünstige Hunnen“ zu stempeln, derer sich die freie Welt zu erwehren hätte. Das Buch geht diesem Krieg hinter den Kulissen unter Hinzuziehung von Geheimakten auf den Grund.

## Kill the Huns – Tötet die Hunnen!

Geheimdienste, Propaganda und Subversion hinter den Kulissen des Ersten Weltkrieges

Helmut Roewer



ARES VERLAG

## ARES VERIAG GmbH

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über: Bücherquelle Buchhandlungs GesmbH., Hofgasse 5, A-8011 Graz, Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612, E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

## Dominique Venner – Erinnerungen anlässlich seines ersten Todestages

von Alain de Benoist

Der Mann, der vor mir stand, war schlank, mittelgroß, hatte kurzgeschnittenes Haar und trug ein Lächeln auf den Lippen: »Dominique Venner« (er sprach es aus, wie es die Italiener machen, indem sie die doppelten Konsonanten trennen: »Ven-ner«). Er war gerade aus dem Gefängnis entlassen worden, wo er aufgrund politischer Aktivitäten gesessen hatte, die unter das Delikt des »Wiederaufbaus verbotener Gruppierungen« fielen und auch sonst von einem sympathischen Illegalismus geprägt waren. Dieses Treffen betrachte ich als Beginn einer Freundschaft, die mehr als ein halbes Jahrhundert andauern sollte.

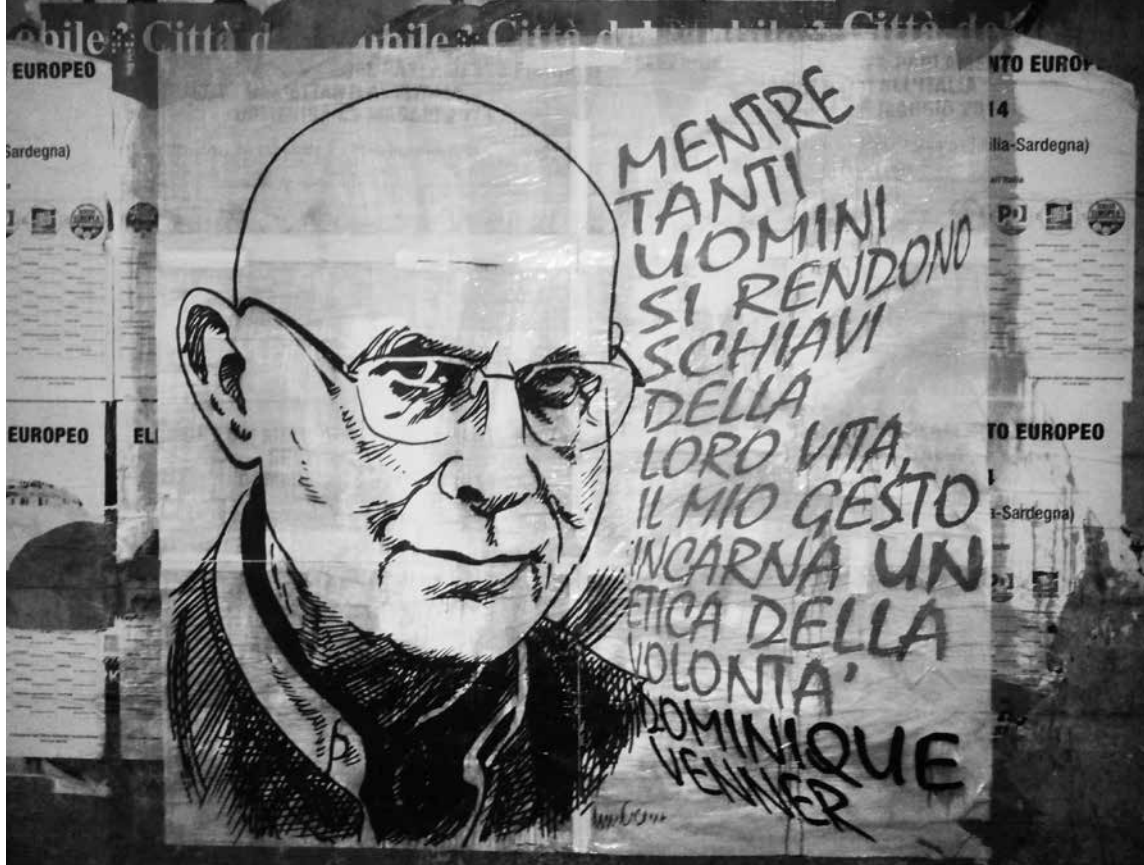
Venner hatte seine erzwungene Ruhigstellung genutzt, um sich weiterzubilden, über die Lage nachzudenken, seine Ideen bei den Mitgefangenen zu verbreiten und mehrere Grundlagentexte zu verfassen, deren berühmtester *Pour une critique positive* (Für eine positive Kritik) war, den er im Juli 1962 im Gefängnis »Santé« schrieb und der einen entscheidenden Einfluß auf viele von uns ausüben sollte. Er hatte auch zahlreiche Projekte in Planung, allen voran die Gründung einer Zeitschrift. Daraus entstand *Europe-Action*, deren erste Nummer im Januar 1963 erschien. In *Mémoire vive*, dem Erinnerungsbuch, das ich 2012 bei Bernard de Fallois veröffentlichte, erzähle ich detailliert, was die *Europe-Action* tatsächlich war – ein insgesamt ziemlich kurzlebiges Abenteuer, das jedoch in den Köpfen derer, die es erlebt hatten, dauerhaft nachwirkte, obwohl es kaum mehr als fünf Jahre existierte. Dominique Venner war vom Anfang bis zum Ende ihr unnachgiebiger, freundlicher und genialer Kopf. Die nahezu bedingungslose Bewunderung, die wir ihm entgegenbrachten, hatte jedoch nichts mit einem »Führerkult« zu tun, zumal Dominique sich nie als ein solcher in Szene setzte, sondern stets als ein Aktivist unter anderen auftrat. Sagen wir einfach, daß wir in ihm den Prototypen des idealen militanten Revolutionärs sahen, der wir alle sein wollten.

Und doch kam es zwischen uns Studenten und den radikalen Aktivisten der *Europe-Action*-Unterstützungszirkel nie zu einer vollständigen Fusion. Nach den zwei stürmischen Jahren 1963 und 1964, die einem verzehrenden, ja totalen Radikalismus gewidmet waren, kri-

stallisierten sich gewisse Orientierungsunterschiede heraus, und zwar zwischen einem Kreis, der sich mit Dominique Venner mehr der politischen Ebene verpflichten wollte, und jenen, die – wie ich – ihre Präferenz für eine verstärkt »kulturelle« Arbeit äußerten. Die »Bewegung« um Dominique stürzte sich folgerichtig in eine politische Flucht nach vorne, die ihr zum Verhängnis wurde. Ende 1965 wurde die Entscheidung getroffen, die Unterstützungsausschüsse von *Europe-Action* in eine politische Bewegung namens *Mouvement nationaliste du progrès* (Nationalistische Bewegung des Fortschritts) zu überführen. Als »réalistes« (ein Begriff, der auf den Realismus anspielt!) warfen sie sich mit aller Kraft in den Wahlkampf und erlitten im Zuge der Parlamentswahlen vom März 1967 eine herbe Niederlage. Das führte zu einer Finanzkrise, die die Infrastruktur der Bewegung zusammenbrechen ließ und zum Verschwinden von *Europe-Action* führte.

Drei Wochen später verließ Dominique Frankreich für einen kurzen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten. Später erzählte er mir von der Verzweiflung, die ihn damals ergriffen habe. Seine Entscheidung, die ich gänzlich billigte, war eine regelrechte Erleichterung für mich. Ohne sie hätte ich mich zweifellos nicht frei gefühlt, mein eigenes Leben neu zu orientieren, hin zu dem, was ich ab Ende 1967 machte: die Zeitschrift *Nouvelle École* zu gründen und GRECE maßgeblich zu gestalten.

Im Gegensatz zu dem, was oft gesagt oder geschrieben wurde, hat Dominique Venner nie zu den Gründern der »Nouvelle Droite« gehört. In den Jahren 1968/1969 stand er der Option einer ausschließlich auf das Gebiet der Ideen konzentrierten Arbeit äußerst reserviert gegenüber, was ihn jedoch nicht daran hinderte, uns in einer Nachricht viel Erfolg zu wünschen. 1969 gründete er das Institut d'études occidentales (Institut für abendländische Studien), wofür er die Schirmherrschaft Thierry Maulniers gewinnen konnte. Das IEO organisierte einige Kolloquien (ich hielt dort einen Vortrag) und publizierte die von Jean-Claude Bardet verantwortete Zeitschrift *Cité-Liberté*, die nach nur sieben Nummern eingestellt wurde; das Institut beendete seine Arbeit bereits 1971.



Erinnerung an Dominique Venner in den Straßen Palermos, März 2014

Von diesem Datum an begann Dominique Venner eine gänzlich andere Karriere. Er änderte sicherlich nicht seine Persönlichkeit, aber er fügte ihr neue Facetten hinzu. Er, der in seiner Jugend von einer Karriere in der Armee geträumt hatte, auf die er später verzichten mußte, begann eine stolze Anzahl von Büchern zu schreiben, die der Militär- und Waffengeschichte gewidmet waren: eine geradezu klassische »Verschiebung«. Parallel zur Entwicklung seines bemerkenswerten Schreibstils wurde er im Laufe der Jahre zum Waffen- und Jagdexperten; er selbst jagte leidenschaftlich gerne. Er begann auch mit der Publikation von Geschichtsbüchern. Sein erstes hieß *Baltikum. Les corps-francs de la Baltique* (dt. *Söldner ohne Sold. Die deutschen Freikorps 1918–1923*, Berlin/Wien 1974), das im Jahre 1974 bei Robert Laffont erschien. Wie man weiß, folgte darauf eine Menge weiterer Bücher.

Im Laufe dieser gut 30 Jahre, in denen sich Dominique gewissermaßen aus der Öffentlichkeit zurückzog, habe ich den Kontakt mit ihm nie unterbrochen. Mit Vergnügen erinnere ich mich heute daran, wie er inmitten der Ereignisse des Mais 1968 bei mir in Paris lebte. Er verfolgte die Entwicklung der »Nouvelle Droite« und las unsere Veröffentlichungen, an denen er gelegentlich mitarbeitete. Wir aßen vier- oder fünfmal pro Jahr gemeinsam zu Mittag oder zu Abend. Wissend um seine Bewunderung für Ernst Jünger, über den er später ein Buch schrieb (*Ernst Jünger. Un autre destin européen*, Monaco 2005), hatte ich ihm bereits 1997 meinen eigenen Essay über den Autor des *Waldgangs* (frz. *Traité du Rebelle* – Traktat über den Rebellen) gewidmet.

Da wir uns verschieden entwickelten, waren wir nicht immer einer Meinung. Domini-

que blieb »rechtslastiger« als ich und deshalb Themen verhaftet, unter die ich bereits einen Schlußstrich gezogen hatte. Außerdem hatte er – wie so viele Männer der Rechten – keinen übertriebenen Respekt vor Intellektuellen! Während ich mich von 1966 an, also dem Datum, an dem de Gaulle Frankreich aus dem Kommando der NATO löste, immer mehr als »Gaullist« fühlte – in einem ähnlichen Sinne wie ein Jean Cau, ein Dominique de Roux oder ein Jean Parvulesco –, hegte er eine dauerhafte Animosität gegenüber dem General, die nicht allein im Algerienkrieg begründet lag. Als sein Buch *De Gaulle. La grandeur et le néant* (De Gaulle – Die Größe und das Nichts, Monaco 2004) erschien, gab uns das die Gelegenheit, in den *Éléments* freundschaftlich die Klagen zu kreuzen (Frühling und Sommer 2005). Ebenfalls 2005, ebenfalls in den *Éléments* (Winter 2005), stritten wir um die Bewertung der heutigen Rechten, im Tonfall etwas hart, aber stets im Geiste der Freundschaft.

Es ist die historische Reflexion, die bei Dominique Venner schließlich die Wandlung vom Aktivisten zum »meditativen Historiker« bewirkt hat, um die Formel aufzugreifen, die er gerne zur Selbstbeschreibung benutzte. Die Übernahme der Leitung der Zeitschrift *Enquête sur l'histoire* und schließlich, ab 2002, auch der *Nouvelle Revue d'Histoire* half ihm, ein Publikum wiederzufinden, das »politischer« war als die Leserschichten, die er mit Büchern über Waffen oder Jagd erreichen konnte. Ebenfalls ab 2002, nach Erscheinen seines Essays *Histoire et tradition des Européens*, sah man ihn immer häufiger Stellung zu aktuellen Themen und Debatten beziehen. Es ist zweifellos dieser »späte« Venner, dessen Bild die meisten heute vor Augen haben.

Seit seinem Freitod in Notre-Dame am 21. Mai 2013 scheint mir die Gestalt Dominique Venners eine – im besten Sinne des Wortes – mythische Dimension angenommen zu haben. Obwohl sich der größte Teil seines Lebens abseits jedes politischen Engagements vollzog, erkennen sich heute zahlreiche Junge in ihm wieder. Ich bin darob nicht überrascht, da er immer ein Rebell sein wollte. In seinem persönlichsten Buch, *Le cœur rebelle* (1994), sagte Dominique, »rebellisch zu sein« bedeute, »sich selbst den eigenen Maßstab zu geben. Sich selbst treu zu bleiben, egal was es kostet. Darauf zu achten, niemals seine Jugend zu vergessen. Sich eher die ganze Welt zum Feind zu machen, als sich auf den Boden zu werfen. ... Und umgekehrt, niemals den Wert eines verlorenen Kampfes in Frage zu stellen.« Diese Sätze darf man nicht mißverstehen. »Sich selbst den eigenen Maßstab zu geben« bedeutet nicht, sich hochmütig in den Mittelpunkt des Universums zu stellen, und noch weniger bedeutet er eine Legitimation des Individualismus. Sondern dem treu zu bleiben, das man werden wollte, und sich nicht selbst zu verleugnen. Die »Haltung« hängt von der Ethik ab, folglich vom Stil.

Für Dominique, der mehr als jeder andere Wert auf Haltung legte, drückte sich der Stil durch einfache Grundsätze aus: Aufrecht zu leben und zu sterben. Niemals zuerst nach seinem persönlichen Gewinn zu trachten. Niemals intrigieren, niemals ausweichen. Sich niemals beklagen, niemals erklären. Und auch der üblen Nachrede, dem Geschwätz, dem Klatsch und Tratsch fernzubleiben. Das aufzusuchen, was erhebt, und alles zu vermeiden, was hinunterzieht.

Da Venner kein großes Aufsehen um seine Person machte, zeigten sich diese Dinge nur jenen, die ihn gut kannten. Die anderen hielten ihn für reserviert oder gar dogmatisch. Es stimmt, daß dieser Mann manchmal steif erschien. In einem halben Jahrhundert habe ich ihn nicht ein einziges Mal lauthals auflachen sehen! Wir haben uns auch niemals geduzt. Für ihn bedeutete Haltung auch immer Zurückhaltung.

Dominique Venner graute es vor Betrügnern, vor Besserwissern, die keine Taten folgen lassen, vor allen, die anderen Ratschläge erteilen, die sie selbst nicht befolgen. Er interessierte sich für Ideen, aber wie ich bereits erwähnte, war er kein Intellektueller. Er bevorzugte jene, die Beispiele geben, gegenüber jenen, die Vorlesungen halten – er selbst hinterließ weniger eine Doktrin als ein Beispiel für eine Haltung. Deshalb tat er sich auch schwer, ohne Vorbehalt das Werk eines großen Autors zu schätzen, der sich im täglichen Leben als ziemlich kleinkariert erwiesen hatte! Da ich für meinen Teil dazu neige, Leben und Werk zu trennen, also die Qualität eines Werkes unabhängig von der Persönlichkeit des Autors zu schätzen, haben wir in dieser Beziehung mehr als eine leidenschaftliche Diskussion geführt.

Dominique war überzeugt, daß Europa eines Tages aus seinem »Winterschlaf« erwachen werde. Im Gegensatz zu vielen Leuten, die wir kennen, lehnte er den Pessimismus und mehr noch den Fatalismus ab. Er war gleichermaßen

weit entfernt von der Ideologie des Fortschritts (Aufklärung) wie jener des Verfalls (Spengler oder Evola). Die große Lehre, die er aus seinen historischen Betrachtungen gezogen hatte: daß die Geschichte immer offen ist. Die Geschichte sei unvorhersehbar, wiederholte er oft. Um ihn zu necken, wies ich ihn darauf hin, daß, wenn die Geschichte unvorhersehbar sei, man auch nicht ausschließen könne, daß sie uns das denkbar schlechteste Ergebnis vorbehalten habe ...

Ich erinnere mich, daß Dominique Venner in *Europe-Action*-Zeiten den Selbstmord strikt verurteilte, was mich äußerst erstaunte. Er sah in ihm eine Flucht vor dem Leben. Diese Meinung änderte sich, und er wurde rasch zum Bewunderer des Freitodes, darin den alten Römern ähnlich. Die Texte, die er in den Jahren vor seinem Tod geschrieben hat, lassen in diesem Punkt keinen Zweifel zu: Er hatte das Beispiel Mishimas, Montherlants und vieler anderer im Kopf. Da man eines Tages ohnehin gehen müsse, sagte er, bestehe die größte Freiheit darin, selbst über den Zeitpunkt zu entscheiden.

Deshalb bin ich, nicht viel anders als seine Angehörigen, nicht durch seinen Selbstmord, sondern durch die Wahl des Datums und des Ortes überrascht worden. Fest steht auf jeden Fall, daß er gestorben ist, wie er gelebt hat: im Widerspruch zu jeder Verzweiflung, zu jeder Feigheit. Dominique hat es selbst gesagt. Er beschloß, sich zu opfern, »um uns aus der Lethargie zu reißen, die uns gefangenhält«: »Ich verzichte auf den Rest Leben, der mir noch bleibt, für einen Akt des Protestes und der Grundlegung.« In diesem Satz ist offensichtlich das Wort »Grundlegung« das entscheidende. Einige Stunden zuvor hatte er geschrieben: »Wir gehen einer Zeit entgegen, in der man Worte durch Taten bekräftigen können muß«.

Am 11. Januar 2013 hatte Dominique Venner am Friedhof Père-Lachaise die Grabrede für seinen alten Freund Ferdinand Ferrand gehalten, der einige Tage zuvor verstorben war. Zu diesem Zeitpunkt wußte er zweifellos, daß es nicht mehr lange dauern werde, bis auch für ihn eine Rede an diesem Ort gehalten werden müsse. Ich denke an die Worte, die er an diesem Tag sprach, und ich kann mir vorstellen, was er dabei fühlte.

Ich bin eine der wenigen Personen, die nach Dominiques Tod einen Brief von ihm erhielten. Er wurde einige Stunden, bevor er sich tötete, bei der Post aufgegeben. Er wollte darin die Bedeutung bekräftigen, die unsere Freundschaft für ihn besaß. Als ich auf dem Umschlag seine kleine, regelmäßige Schrift erkannte – diese Schrift, die sich zeit seines Lebens niemals geändert hatte –, schien mein Herz zu zerspringen. Mein Atem stockte, ich fühlte, wie in mir ein Schluchzen aufstieg. Und dann habe ich mir Dominique vorgestellt. »Kommen Sie, nehmen Sie sich zusammen.« Ich habe nicht geweint.

*Dieser Text ist eine gekürzte Fassung eines Artikels, der unter der Überschrift: »Souvenirs« in livr'arbitres Nr. 14/ Frühjahr 2014 zum ersten Jahrestag des Freitods Dominique Venners erschien.*

# Staatspolitisches Handbuch

Herausgegeben von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann

Vier Bände – 900 Seiten – 50 €



**Band 4 – Deutsche Orte**  
240 S., kartoniert, fadengeheftet,  
mit 2 Landkarten, 15 €

Band 4 führt einhundert Orte auf, an denen die deutsche Identität plastisch wird. Wo war der deutsche Geist mit Händen zu greifen, wo ist eine konservative Tradition lebendig geblieben? Die Liste reicht vom oberschlesischen Annaberg über den Kyffhäuser und Stalingrad bis nach Xanten. Begreifen Sie dieses Buch als Reiseführer durch die große Geschichte unseres Volkes.



**Band 3 – Vordenker**  
253 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

Band 3 versammelt die Köpfe hinter den Büchern und Begriffen, die Vordenker jeder Konservativen Revolution, die Aufhalter und Widerborste – über 120 Autorenportraits von Arndt bis Zitelmann, von Diwald bis Willms, mit Literaturhinweisen, Zitaten und Verweisen.



**Band 2 – Schlüsselwerke**  
263 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

Dieser Band stellt 150 Werke vor, die für das konservative, rechte Denken grundlegend sind und so einen Kanon bilden. Nicht die historische Bedeutung, sondern die zeitlose Gültigkeit bestimmen die Auswahl.



**Band 1 – Leitbegriffe**  
176 S., kartoniert,  
fadengeheftet, 15 €

In der politischen Auseinandersetzung gilt: Wer die Begriffe definieren und setzen kann, gewinnt die Deutungshoheit. Band 1 umschreibt 100 Leitbegriffe aus konservativer Sicht, von Abendland über Geschichtspolitik bis Zyklus.

VERLAG  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra

Tel/Fax: (034632) 9 09 41 · e-Post: [vertrieb@antaios.de](mailto:vertrieb@antaios.de)

[www.antaios.de](http://www.antaios.de)

## Vor dem Bücherschrank (VI) – 75 Jahre auf den Marmorklippen

von Erik Lehnert

Am 30. August 1939 betrachtet sich der 44-jährige Ernst Jünger in seiner Leutnantsuniform »nicht ohne Ironie« im Spiegel. Der Mobilmachungsbefehl beruft ihn nach Celle ein. Wie viele Weltkriegsveteranen, »die niemals daran dachten, wieder Dienst zu tun«, muß sich Jünger erneut »in die Uniform einleben«. Ein Telegramm, das ihn zum Hauptmann befördert, erleichtert diese Übung. Jünger nimmt diese Tatsache als »ein Zeichen, daß Ares mir inzwischen nicht abhold geworden ist«.

Wobei ihn Ares allerdings etwas behindert, ist die letzte Korrekturdurchsicht des Romans *Auf den Marmorklippen*: »Aus der Mühe, die es bereitet, die Wendung haargenau zu treffen, ist schon zu merken, wie Ares den Musen feindlich ist.« Dennoch gelingt diese Aufgabe, und Jünger notiert später nicht ohne Stolz die Merkwürdigkeit, daß er diese Arbeit »zum Termin«, zum Kriegsausbruch, beendet habe. Sein Tagebuch vermerkt noch den Abschluß der Reinschrift am 12. August und ein Gespräch mit dem Bruder Friedrich Georg als dem ersten Leser der *Marmorklippen* in Kirchhorst am selben Tag. Die Brüder sprachen damals die Figuren des Romans durch, die dabei Züge entwickelten, »an die ich«, so Ernst Jünger, »während der Niederschrift nicht gedacht hatte, und die mir dennoch einleuchteten«. In typischer Diktion heißt es weiter: »So trennen die Gebilde sich vom Autor und wachsen an Orten weiter, die er nicht kennt. Doch dazu muß Ungeformtes, muß Urstoff in der Sprache sein, sonst welken sie gar bald dahin. Sie müssen Erde mitbringen.« Am 6. Oktober, Jünger hat mit seiner Kompanie mittlerweile nach Halberstadt verlegt, erreicht ihn der »erste, fertige Band« der *Marmorklippen* mit der Post.

Die Leser bekamen mit den *Marmorklippen* einen ungewöhnlichen Jünger zu Gesicht. Er legte kein Kriegsbuch vor, auch keinen Essay – Genres, auf die Jünger in der öffentlichen Wahrnehmung abonniert war –, sondern einen Roman, ein fiktionales Werk also. Sprache, Handlung, Personen und Orte sind darin mit Andeutungen und Symbolen überfrachtet, es gibt mehrere Zeitebenen, und Jünger spricht die Leser direkt an: »Ihr alle kennt die wilde Schwermut, die uns bei der Erinnerung an Zeiten des Glückes ergreift.«

*Der Erzähler erinnert sich an jene Zeiten, als »Bruder Otho« und er abgeschieden in der Rautenklause am Rande der Marmorklippen, oberhalb der Marina lebten und sich ganz dem Studium der Natur verschrieben hatten. Die Marina ist ein großer Binnensee, dessen Nordufer von Städten gesäumt wird – eine friedliche, musische Region. Im Süden schließt sich die Alta Plana an, ein Hochland, in dem freie Völker leben, gegen die vor sieben Jahren ein Feldzug stattfand, an dem die Brüder als »Purpurreiter« teilnahmen. Nördlich der Marina befinden sich die Marmorklippen, die eine Grenze zur anschließenden Campagna, dem Weideland der Hirten, bilden. Nördlich der Campagna beginnt mit einem Sumpf der Übergang zum Hochwald, in dem der »Oberförster« herrscht. Er taucht gleich auf Seite zwei des Buches als jemand auf, vor dem man »auf der Hut« sein müsse. Den Grund dafür erfährt der Leser, wenn Jünger die Schinderstätte Köppels-Bleek vorstellt – eine Lichtung, auf der der Oberförster foltern und morden läßt. Die beiden Brüder selbst stammen aus dem Hohen Norden, der noch jenseits des Hochwaldes liegen muß. Sie haben als Mitglieder des politischen Ordens der Mauretanier eine militärische Vergangenheit und kennen den Oberförster seit jener Zeit. Längst haben sie dem politischen Aktivismus abgeschworen und sich in ein kontemplatives Leben zurückgezogen. Der Oberförster hingegen ist dabei, an der Marina die Macht zu übernehmen. Dazu befördert er den gesellschaftlichen Auflösungsprozeß und nutzt die Chance, die ihm die zunehmende Unsicherheit bietet: Die Marina ist ihm im Grunde hilflos ausgeliefert, weil sie auf Söldnerheere vertraut hat. Der Oberförster nähert sich mit Hilfe seiner Jäger und Förster der Herrschaft langsam an, indem er zunächst die Campagna ins Chaos stürzt. Die Situation eskaliert, als zwei Personen in der Rautenklause vorsprechen, weil sie den Oberförster aufsuchen und töten wollen. Es handelt sich um den Fürsten von Sunmyra und seinen Gefährten Braquemart. Sie ziehen allein los und kehren nicht wieder. Der Erzähler sucht sie mit Belovar und seinem Gefolge. In der Nähe des Köppels-Bleek, wo die Köpfe der Attentäter aufgespießt sind, kommt es zur Entscheidungsschlacht, der nur der Erzähler entkommt. Gemeinsam mit*



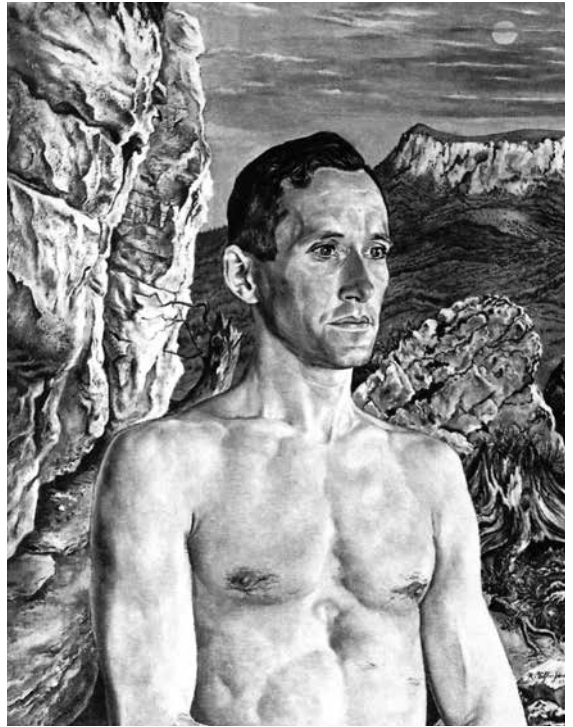
seinem Bruder Otho verläßt er daraufhin die brennende Marina mit dem Schiff in Richtung Alta Plana, wo Freunde, ehemalige Kriegsgegner, sie erwarten.

Das merkwürdige Buch wird ein Verkaufserfolg. Insgesamt druckt der Verlag 42000 Exemplare. Nachdem der Hanseatischen Verlagsanstalt kein Papier für weitere Auflagen zugeteilt wird, springt die Wehrmacht als Verleger ein. 1942 erscheint das Buch in einer Auflage von 20000 Exemplaren in Paris. In der Schweiz gibt es eine Lizenzauflage, Übersetzungen erscheinen zeitnah unter anderem in Frankreich und den Niederlanden.

Für aufmerksame Leser drängte und drängt sich die Frage auf, ob es sich bei den *Marmorklippen* um einen Schlüsselroman handelt. Daß sich im Erzähler und Otho die Gebrüder Jünger spiegeln, liegt nahe. Die Teilnahme an einem Krieg und die Abkehr von der Politik, aber auch die Mitgliedschaft im Mauretanier-Orden (mit dem wohl die nationalrevolutionären Zirkel der Weimarer Republik gemeint sind), weisen in diese Richtung. Und natürlich ist es nicht abwegig, im Oberförster beispielsweise einen Hitler zu erblicken. Wer dieser Spur folgt, wird das ganze Bürgerkriegstableau der Weimarer Zeit entdecken: die zögernde Reichswehr, einen Kommunistenführer, einen weisen, aber hilflosen Reichspräsidenten, eventuell sogar Himmler, jedenfalls die schleichende Machtübernahme radikaler Kräfte bis hin zur offenen Skrupellosigkeit.

Es handelt sich bei dieser Lesart um die heute übliche. Man kann das Buch allerdings auch als eine antistalinistische Parabel lesen. Das menschenverachtende Sowjetsystem war zu jenem Zeitpunkt ungleich präsenter als das Hitlers, das seine schlimmsten Tage ja noch vor sich hatte. Indizien wären etwa, daß dem Oberförster die Farbe Rot beigegeben ist (der Lieblingshund heißt Chiffon Rouge, also »rote Fahne«, seine Standarte ist der rote Eberkopf), daß er keine Achtung vor dem Eigentum hat und vor allem den Bauern zusetzt. Und natürlich gab es genügend Literatur in Deutschland, die den roten Terror beschrieb: Die Vorgänge auf der Schinderstätte Köpels-Bleek werden nicht Jüngers Phantasie entsprungen sein.

Doch auch diese Indizien bleiben schwach, und der Rezeptionsgeschichte der *Marmorklippen* kann man entnehmen, daß zwischen 1939 und 1945 niemand auf den Gedanken kam, das Buch ausdrücklich antistalinistisch zu lesen. Der entscheidende Hinweis gegen diese Lesart kommt sogar vom Autor selbst: Jünger machte in seiner aktionistischen Phase, die er mit dem *Arbeiter* 1932 abschloß, keinen großen Unterschied zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus. Beide waren für ihn – strukturell gesehen – Modernisierungsprogramme im Sinne einer »Totalen Mobilmachung«. 1933, nach seinem Rückzug in die Provinz, hatte Jünger keinen Grund, neue Unterschiede zu machen. Beide Systeme waren für ihn immer noch derselben Wurzel entsprungen, nur daß Jünger dem Ganzen jetzt distanziert gegenüberstand. Das läßt sich



Rudolf Schlichter: Ernst Jünger, 1937

schon an der zweiten Fassung des *Abenteuerlichen Herzens* (1938) ablesen, in dem der Oberförster und die Mauretanier ähnlich beschrieben werden wie später in den *Marmorklippen*.

Mittlerweile hat sich, gegen Jüngers Selbstzeugnisse, die einseitige Lesart als antifaschistisches Widerstandsbuch weitgehend durchgesetzt. Das *Jünger-Handbuch*, das vor kurzem in der bekannten und oft hilfreichen Reihe des Metzler-Verlags erschienen ist, macht da keine Ausnahme. Der Beitrag zu den *Marmorklippen* ist einer der längsten und wurde vom Herausgeber, dem Literaturwissenschaftler Matthias Schöning, selbst übernommen. Schöning betont die konservative Perspektive und Ästhetisierung der Gewalt im Roman, um sich dann der Breite des Interpretationsspektrums zuzuwenden. Leider setzt er dabei die kritische Auseinandersetzung »mit autoritärer Herrschaft« mit dem Nationalsozialismus in eins, notiert allerdings, daß die Frage unbeantwortet sei, »in welcher Form sich der Text überhaupt auf die Zeitgeschichte bezieht«. Denn es gehe Jünger um Typen, nicht um konkrete Personen. Das Buch könne »nicht als Schlüsselroman« gelesen werden. Das Urteil von Schöning fällt insgesamt salomonisch aus: »Der Text ist weder eine Ermunterung zum Widerstand, noch Ausdruck von dessen Geringschätzung«, sondern »eine klare Aussage zur Problematik von Tyrannenmord und Widerstand, die sehr gut verstehen läßt, wieso sie in realen Widerstandskreisen aufmerksam rezipiert wurde«. Leider weist Schöning diese aufmerksame Rezeption der *Marmorklippen* in realen Widerstandskreisen nicht nach – einer von vielen Belegen für eine gewisse Oberflächlichkeit des Handbuchs. Es gibt aber auch sehr gelungene Artikel darin, die vor allem von Autoren stammen, die sich mit der Materie eingehender befaßt

haben. Dazu zählen Helmuth Kiesel (*In Stahlge- wittern*), Sven Olaf Berggötz (*Politische Publi- zistik*), Jan Robert Weber (Reisetagebücher) und Michael Großheim mit seinem Beitrag über die Begriffe »Kampf« und »Krieg« im Werk Jüngers.

Zu den gelungenen Artikeln gehören auch die über jene Personen, die im Zusammenhang mit der Deutung der *Marmorklippen* die wichtigste Rolle spielen: Friedrich Georg Jünger (Ulrich Fröschle), Hugo Fischer (Heiko Christians) und Ernst Niekisch (Daniel Morat). Mit seinem Bruder Friedrich Georg war Jünger gerade in der Abfassungszeit der *Marmorklippen* aufs engste verbunden. Der Philosoph Hugo Fischer, der in den Tagebüchern als »Magister« auftaucht und Anteil an der Figur des Nigromontanus aus den *Marmorklippen* hat, war bis 1938, als er ins Exil ging, einer der wichtigsten Gesprächspartner und Lehrmeister Jüngers. Sehr wichtig ist auch Ernst Niekisch, der seit 1937 im Zuchthaus saß und mit Jünger nach 1945 eine Kontroverse über die *Marmorklippen* führte.

1950 schrieb Jünger an Niekisch, der sich für die DDR entschieden hatte und Jünger seine Kontemplation vorwarf: »Für mich ist die Lage des Widerstandes unverändert geblieben; ich sehe nach wie vor zuviel Leiden, Gewalttat und Unterdrückung, als daß es mich verlockte, mich irgendwo zu beteiligen.« Damit unterstrich er die Kontinuität seiner Auffassungen in dieser Frage, die also auch in den *Marmorklippen* nicht speziell auf den Nationalsozialismus bezogen war. Jünger subsumierte sich rückblickend sogar gemeinsam mit der NSDAP unter die »neuen Kräfte in Deutschland von 1918 bis 1933«. In einem Brief an seinen Bruder sprach er 1946 von der Münchner (Hitler), Berliner (Kreis um die Zeitschrift *Widerstand* mit Jünger und Niekisch) und Hamburger Schule (Wilhelm Stapel). Erstere habe den Sieg davongetragen, aber nur die Berliner hätten auch heute noch etwas zu sagen. Implizit heißt dies, daß der Nationalsozialismus nicht das Urböse, sondern eine Möglichkeit unter vielen gewesen sei.

Das fügt sich in das Bild der *Marmorklippen*, die ja die abwartende Haltung predigen und so etwas wie Pendelgesetze in der Geschichte nahelegen. Jüngers Ablehnung des Attentats bezieht sich konkret auf den Besuch Heinrichs von Trott zu Solz (Bruder des nach dem 20. Juli 1944 hingerichteten Widerstandskämpfers Adam von Trott zu Solz), der sich 1938 an Jünger wandte und um dessen Beteiligung an einem Attentat auf Hitler warb. Jünger war nicht nur aus naheliegenden Gründen, etwa Hitlers Popularität,

gegen ein Attentat, sondern auch aus grundsätzlichen Erwägungen über den Geschichtsprozeß, der sich selbst vollenden müsse: Durch Attentate werde »wenig geändert und vor allem nichts gebessert«. In seiner unmittelbaren Reaktion auf das Attentat vom 20. Juli bezog sich Jünger dann aber auf die *Marmorklippen* und sah seine Schilderung des Fürsten Sunmyra bestätigt, weil mit Graf Stauffenberg »an solchen Wenden die älteste Aristokratie ins Treffen tritt.«

Jünger sah jedoch selbst in seinem Buch einen »geistigen« Widerstandsakt, den er aber nicht speziell gegen das Dritte Reich oder überhaupt gegen seine Zeit gerichtet habe. Seine Haltung zu den *Marmorklippen* faßte er 1946 in seinem Tagebuch zusammen: »Bei Ausbruch des Krieges erschien *Auf den Marmorklippen*, ein Buch, das mit dem *Arbeiter* das eine gemeinsam hat, daß die Vorgänge in Deutschland zwar in seinen Rahmen paßten, es aber speziell nicht auf sie zugeschnitten war. Ich fasse es daher auch heute nicht als Tendenzschrift auf. Den Schuh konnten und können sich manche anziehen.«

Obwohl Jünger nach 1945 jeden Grund gehabt hätte, die freundlichen Deutungen anzunehmen, um mit diesem Kapital zu wuchern, bleibt er seinem Motto »Wer sich selbst kommentiert, geht unter sein Niveau« treu, so daß die Selbstaussagen zu den *Marmorklippen* spärlich und unkonkret bleiben. Wenn man neben diese

Zeugnisse die zeitgenössische Rezeption, Jüngers Biographie bis zum Erscheinen dieses Buches und die historischen Ereignisse bis zum August 1939 legt, kann man die *Marmorklippen* als eine antitotalitäre Parabel deuten, die auch nach 75 Jahren aktuell bleibt, weil sie keinen Schlüsselroman und keine antifaschistische Tendenzschrift darstellt.

Jüngers Schrift ist eine Botschaft an die verstreuten Brüder im Geiste gewesen. Die Anrede im ersten Satz ist mit bedacht gewählt. Ziel war offenbar die geistige Abhärtung gegen das, was bereits geschah und noch geschehen konnte. Die Lehre lautet: Der Mensch ist schwach, eine Hochkultur ist auf Dauer nicht gegen Dekadenz gefeit, gegen Urgewalten ist kein Kraut gewachsen, die Welt erneuert sich nach dem Untergang wieder, die geistige Freiheit ist der einzige Rückzugsraum, der in totalitären Zeiten bleibt. Die passive Haltung der Brüder führt schließlich dazu, daß sie das aus der Schinderstätte geborgene Haupt des Fürsten als das Wichtigste bewahren und in einen neuerrichteten Dom einpflanzen können. ■

#### Literaturhinweise:

Gregor Brand: »Das Leittier der roten Meute war Chiffon Rouge ...« Ernst Jüngers »Auf den Marmorklippen« als antibolschewistische Parabel, unter: [www.angelfire.com/art/gregorbrand/Marmorklippen.html](http://www.angelfire.com/art/gregorbrand/Marmorklippen.html)

Heidrun Ehrke-Rotermund/Erwin Rotermund: *Zwischenreiche und Gegenwelten. Texte und Vorstudien zur »Verdeckten Schreibweise« im »Dritten Reich«*, München 1999;

Helmuth Kiesel: *Ernst Jünger. Die Biographie*, München 2007;

Horst Mühleisen: *Bibliographie der Werke Ernst Jüngers*, Stuttgart 1996;

Karl O. Paetel: *Ernst Jünger. Weg und Wirkung. Eine Einführung*, Stuttgart o.J. [1949];

Guido Giacomo Preparata: *Wer Hitler mächtig machte. Wie britisch-amerikanische Finanzeliten dem Dritten Reich den Weg bereiteten*, Basel 2009;

Günter Scholdt: »Gescheitert an den Marmorklippen«. Zur Kritik an Ernst Jüngers Widerstandsroman«, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 98 (1979), S. 543–577;

Matthias Schöning (Hrsg.): *Ernst-Jünger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2014.

## Lektüreflut zum Ersten Weltkrieg

von Olaf Haselhorst

Die Masse der Publikationen aus Anlaß des 100. Jahrestages des Beginns des Ersten Weltkriegs ist kaum zu überblicken. Aus der Menge der Arbeiten ragt die Studie aus der *Wissenschaftlichen Reihe* des Instituts für Staatspolitik hervor (*Deutsche Kriegsschuld 1914? Revision einer hundertjährigen Debatte*, Schnellroda 2014). Sie gibt einen Überblick über den Deutungswandel dieser »Ur-Katastrophe« des 20. Jahrhunderts bis in unsere Tage. Schon in der Weimarer Republik versuchten deutsche Historiker zu belegen, wie ungerechtfertigt der Schuldvorwurf in Artikel 231 des Versailler Friedensvertrages war. Sie gaben umfangreiche Aktenbände heraus, die alle die Kriegsschuldfrage betreffenden Quellen beinhalteten. In der Forschung herrschte Konsens, daß alle Mächte in den Krieg »hineingeschlittert« seien. Diese Sichtweise hielt sich bis 1945. Im Zuge der alliierten »Reeducation« gewann eine Interpretation mehr und mehr an Boden, die den Ersten Weltkrieg in eine Reihe mit dem Zweiten stellte und beide Kriege als Ergebnis eines deutschen »Sonderweges« deutete, des »langen Wegs nach Westen«, der jetzt endlich an sein Ziel geführt habe. Erst mit Fritz Fischers Buch *Griff nach der Weltmacht* von 1961 gewann die neue Sichtweise Oberhand, Deutschland trage im Bunde mit Österreich-Ungarn die Hauptschuld am Kriegsausbruch von 1914. Dieses Urteil kam zustande, weil sich mit Fischers Werk ein ausschließlich auf Deutschland verengter Blick der Forschung durchzusetzen begann. Und dabei hatte Fischer die deutschen Quellen konsequent fehlinterpretiert, wie später festgestellt wurde. Impulse für einen anderen Interpretationsansatz kamen von Forschern aus dem angelsächsischen Raum, aber erst Christopher Clarks Buch *Die Schlafwandler* brach das Eis. In seinem Windschatten erschienen dann auch neue Arbeiten von deutschen Kollegen – Jörg Friedrich, Herfried Münkler, Konrad Canis –, die den germanozentrischen Blick ablegen und differenzierter argumentieren. Sie haben zwar teilweise vehementen Widerspruch provoziert, jedoch hat sich die Diskussion längst vom akademischen Bereich verlagert und die Feuilletons der Mainstream-Presse erreicht. Die Studie stellt fest: Die »Fischer-These« ist tot. Ein Paradigmenwechsel findet statt. An das Selbstverständnis der Deutschen als »schuldige Nation« ist eine Mine gelegt.

Einer dieser angelsächsischen Forscher ist der in der Türkei lehrende US-Historiker Sean McMeekin, der schon mit einer Arbeit zu den russischen Ursprüngen des Ersten Weltkriegs hervorgetreten ist. In seinem neuen Buch (*Juli 1914: Der Countdown in den Krieg*, München 2014) untersucht McMeekin die politischen Abläufe vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges und konzentriert sich dabei auf die Zeit nach dem Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914. Er geht zunächst darauf ein, wie die Regierungen der fünf Großmächte auf das Mordkomplott reagierten. Danach schildert er die einzelnen Phasen der Juli-Krise bis hin zu den wechselseitigen Kriegserklärungen Ende Juli/Anfang August. Das Werk endet mit einem Epilog, in dem der Autor die jeweilige Verantwortung der fünf Großmächte für die schrittweise Eskalation der Krise und den Kriegsausbruch gewichtet und abwägt. Für ihn steht fest: Deutschland plante keinen Präventivkrieg. Vielmehr waren Frankreich und Rußland



die zum Krieg treibenden Mächte. Rußlands geheime Kriegsvorbereitungen – ein Verfahren, das schon 1912/13 entwickelt wurde – gegen Deutschland und Österreich liefen bereits sieben Tage, ehe Deutschland den Zustand allgemeiner Kriegsgefahr proklamierte. Das Zarenreich habe den österreichisch-serbischen Konflikt bewußt verschärft, um ihn zu einem europäischen Konflikt auszuweiten. Mit Rückendeckung Frankreichs und Großbritanniens habe Rußland seinen Plan umsetzen wollen, endlich das Osmani-

sche Reich zu zerschlagen, Konstantinopel zu erobern und die Meerengen unter russische Kontrolle zu bringen. Deutschland hatte sein Heer als letzte der europäischen Mächte mobilisiert und galt lange Zeit deshalb als Aggressor, weil es zuerst den Krieg erklärt hatte. McMeekin stellt fest, daß eine Mobilmachung an sich bereits den entscheidenden Schritt zum Krieg bedeutete, und diesen gingen Rußland und Frankreich als erste. Er verweist auf die Fehler, die die Mittelmächte im Juli 1914 gemacht hätten – Deutschlands »Blankoscheck« und Österreichs überhartes Ultimatum an Serbien; aber letztlich gingen beide Staaten davon aus, daß sich der Konflikt auf Serbien begrenzen lasse. McMeekins überaus minutiöse Schilderung der Juli-Ereignisse macht die Verantwortung der Entente für den Kriegsausbruch deutlich.

Karlheinz Weißmann widmet sich in seinem jüngsten Werk der Erfindung des »häßlichen Deutschen« (1914 – *Die Erfindung des häßlichen Deutschen*, Berlin 2014). Dieses Stereotyp sei einerseits das Produkt einer bereits lange vor dem Ersten Weltkrieg in Großbritannien und Frankreich in Gang gekommenen Entwicklung – Stichpunkte sind der »Navy Scare« in England oder die »Revanche-Gelüste« in Frankreich –, andererseits erlangte es erst durch die Massenpropaganda der Jahre 1914–18 seine Allgegenwärtigkeit. Weißmann zählt die Propagandalügen über die Deutschen auf, die in Wort und Bild unter Volk gebracht wurden (Raub, Brandstiftung, Vergewaltigung, Verstümmelung, Mord) und dokumentiert sie anhand von Abbildungen zahlreicher zeitgenössischer Plakate, Karikaturen und Flugblätter. Propaganda diskriminiere; daraus folge, daß der Feind, dem bestimmte Greuel mit Erfolg unterstellt würden, im Kriegsfall nicht als militärischer Gegner angesehen werde, dessen Motivation im Prinzip der eigenen entsprechende (zu kämpfen, zu überleben und – wenn möglich – zu siegen), sondern »als Verbrecher, mehr noch: als absolutes Böses, Sendbote der Hölle, Widersacher nicht nur meiner Kirche, meines Staates, meiner Nation, sondern Widersacher der Menschheit: Ungeheuer, Unmensch, Untermensch.« Propaganda wirke so, daß der Mensch nicht mehr als Individuum, sondern als Angehöriger einer – übel beleumdeten – Nation wahrgenommen werde. Das führe denn dazu, daß ansonsten hellsichtige Köpfe sich zu Sätzen wie dem folgenden versteigen konnten: »Heute«, schrieb der britische Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger Rudyard Kipling 1915, »gibt es nur eine Zweiteilung in der Welt ... Menschen und Deutsche.« Die Entmenschlichung des Gegners mache ihn vogelfrei, mit ihm scheine ein normales Miteinander nicht mehr möglich zu sein. Solche Urteile beruhten auf der »Wahrnehmung eines Feindbildes, das die Konsequenz von Propaganda, genauer: Schwarzer Propaganda, war«.

Folge dieses Denkens sei es gewesen, daß Deutschland zerstört, die »Bestie« vernichtet und die Welt amerikanisiert werden müsse. »Make the world save for democracy« ist ein Schlag-

wort, das auch heute noch als Begründung für weltweite Militärschläge herhalten muß.

Die deutsche Propaganda dagegen sei von Betulichkeit gekennzeichnet gewesen. Man verfügte nicht über die Entschlossenheit oder Skrupellosigkeit, um eine Propaganda im Stil des Gegners zu betreiben. Bezeichnenderweise kam



ein »vom Kriegsministerium 1916 in Auftrag gegebenes Gutachten ... zu dem Schluß: »Die Kriegführenden haben kein unbeschränktes Recht in der Wahl der Mittel zur Schädigung des Feindes, und: »Kein Staat hat das Recht, in das Selbstbestimmungsrecht des feindlichen Staates durch Erregung seiner Bevölkerung oder seines Heeres gegen die souveräne Gewalt einzugreifen.« Die landläufige Meinung – so Weißmann Schlußfolgerung –, daß moderne Propaganda die Erfindung totalitärer Systeme des 20. Jahrhunderts sei, ist falsch. »Sie entstand auf dem Boden der am weitesten entwickelten Massendemokratien Nordamerikas, Großbritanniens und Frankreichs. Hier wurden auch zum erstenmal Verfahren erdacht und erprobt, die auf etwas abzielten, was man in der Sprache des heutigen Marketings »branding« nennt: Gemeint ist das »Einbrennen« bestimmter Schlüsselworte, Parolen und Bilder. Und hier wurde zum erstenmal im ganz großen Stil Lüge und Manipulation eingesetzt, um einen Gegner zuerst moralisch, dann tatsächlich zu vernichten.« Und dieses Muster hat, ausgehend vom Ersten Weltkrieg, seinen Siegeszug rund um den Erdball angetreten: von »abgeschnittenen Kinderhänden« des Jahres 1914 bis zu »Hufeisenplänen« und »Babys-aus-Brutkästen-Reißen« in der jüngeren Vergangenheit.

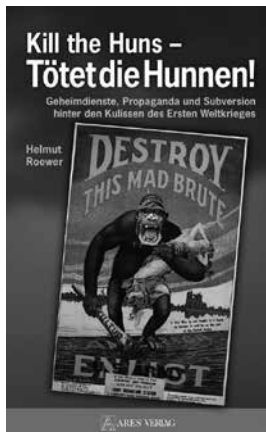
Mit der Kriegspropaganda des Ersten Weltkrieges befaßt sich in einer Neuerscheinung auch Helmut Roewer (*Kill the Huns! – Tötet die Hunnen! Geheimdienste, Propaganda und Subversion hinter den Kulissen des Ersten Weltkrieges*, Graz 2014). Er weitet den Themenbereich aber zusätzlich auf die Tätigkeit der Geheimdienste aus. Eingehend schildert er die Verwicklung Serbiens an der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, das sich der Unterstützung des »slawischen Brudervolkes« in Rußland sicher sein konnte. Hierbei nimmt er die gegen-

seitigen Spionageaktivitäten vor und nach 1914 in den Blick.

Der Autor geht auf den Fall des neutralen Belgiens ein, dessen Territorium nach dem deutschen Schlieffen-Plan als Durchmarschgebiet vorgesehen war. Er stellt richtig fest, daß Belgien wegen seiner Militärabspachen mit England keinen Neutralitätsstatus mehr beanspruchen konnte, aber da diese Konsultationen geheim blieben, stand nach dem Einmarsch 1914 Deutschland als Aggressor da. Nicht nur da-

sonsgeschichte – viele interessante Aspekte des Ersten Weltkriegs auf. Dem einen oder anderen Punkt hätte ein wenig mehr wissenschaftliche Gründlichkeit jedoch gutgetan.

Auch Jörg Friedrich befaßt sich mit der paradoxen Situation in Belgien, das die Deutschen eigentlich so schnell wie möglich verlassen wollten, während die Brüsseler Regierung und ihre bewaffneten Kräfte alles taten, die fremden Truppen im Land zu halten: Widerstand der Festungen, Zerstörung der Infrastruktur, Überflutung weiter Küstengebiete, Freischärlerkrieg aus dem Hinterhalt. Friedrich betont, daß sich die Deutschen in Belgien nicht anders verhielten als etwa die Briten im Burenkrieg wenige Jahre zuvor. Ortschaften, aus denen irregulärer Widerstand geleistet wurde, brannte man nieder. Mit der Waffe in der Hand angetroffene Zivilisten wurden erschossen. Nebenbei klärt er das Geheimnis um die »abgeschnittenen Kinderhände« auf: Eine Strafmaßnahme der Kolonialmacht Belgien in der als »Familienunternehmen des Königshauses« geführten Kolonie Belgisch-Kongo war das Abschlagen von Händen. Die Könige Leopold und Albert bezogen aus der Kolonie einen jährlichen Erlös von 3,5 Millionen Francs. Jetzt wurde einfach der Spieß umgedreht und die Deutschen fälschlicherweise dessen bezichtigt, was die Belgier in Afrika kurz zuvor selbst praktiziert hatten. Auch die US-Amerikaner handelten in ihrem Kolonialkrieg auf den Philippinen nicht anders als die Deutschen, das hinderte sie aber nicht daran, sich moralisch über »die Barbarei« der deutschen Armee in Belgien zu empören. Die von einem Teil der jüngeren Forschung behauptete »Massenhysterie« und »Franc-tireurs-Projektionen« bei deutschen Truppen, die sich vor etwas ängstigten, was es gar nicht gegeben habe, bezeichnet Friedrich mit nachvollziehbaren Argumenten als Konstrukt, dem die Quellen eindeutig widersprechen, und führt Aussagen betroffener deutscher Soldaten, Anweisungen belgischer Regierungsorgane und Berichte der belgischen Presse an. Friedrichs Arbeit (*14/18 – Der Weg nach Versailles*, Berlin 2014) besticht durch seine Vergleiche mit ähnlichen Konstellationen in anderen historischen Epochen. Belgien 1914, Dresden 1945 und Afghanistan 2014 weisen Parallelen auf: Mit dem Mittel des Terrors wird versucht, den Krieg zu beenden, und auch der Angriff einer Drohne tötet neben dem im Pkw sitzenden Taliban-Führer unterschiedslos alle in seinem Umkreis befindlichen Personen. Friedrichs essayistische Darstellung konfrontiert den Leser mit etlichen Gedanken- und Argumentationssprüngen, häufig wird Bezug genommen auf Zeiten, die vor oder nach den hier geschilderten Ereignissen liegen. Wer nicht einigermaßen historisch bewandert ist, wird manchen Exkursen kaum folgen können. Nicht selten bleiben Zitate unbelegt. Das Buch richtet sich daher nicht so sehr an den informationshungrigen Laien, sondern eher an Leser, die vom trockenen und geschraubten Stil der Katheder-Historiker die Nase voll haben. ■



durch setzte sich das Kaiserreich in den Augen der Weltöffentlichkeit ins Unrecht – was von den Briten propagandistisch ausgeschlachtet wurde. In Löwen wurden darüber hinaus belgische Zivilisten hingerichtet, weil sie aus dem Hinterhalt auf deutsche Trosse geschossen hätten. Aus Rache sei außerdem ein Gutteil der Stadt niedergebrannt worden. Leider versäumt es Roewer, den Sachverhalt genau zu untersuchen. Tatsache ist, daß die belgische »Garde civique«, die in der Masse keine Uniform trug, mit Jagd- und Schrotgewehren in den Kampf eingriff. Zahlreiche deutsche Soldaten erlitten Verwundungen durch Schrotkugeln, viele wurden getötet. Kämpfer der »Garde civique« hatten in den Augen der Deutschen gemäß Haager Landkriegsordnung keinen Kombattantenstatus, bei Anschlägen wurden nach geltendem Kriegsrecht Geiseln genommen und meistens hingerichtet.

Ein interessantes Kapitel widmet sich der Revolutionierung des Zarenreichs durch die deutsche Reichsleitung, was 1918 zum Ausscheren Rußlands aus der Feindkoalition führte. Der Vorwurf des Autors, damit hätten die Deutschen ein bolschewistisches Regime in den Sattel gehoben, das der Welt noch viele Probleme bereitere, ist im nachhinein gesehen zwar richtig, jedoch unwissenschaftlich. Deutschland stand 1917 das Wasser bis zum Hals. Mit der Durchschleusung Lenins nach Petrograd bot sich die Möglichkeit, den kräftezehrenden Zweifrontenkrieg endlich zu beenden. Was sich daraus in fernerer Zukunft entwickeln sollte, entzog sich der Kenntnis der Zeitgenossen. Wenn es ums Überleben geht, greift ein Ertrinkender bedenkenlos nach jedem Rettungsring. Im großen und ganzen zählt der Verfasser – jenseits der Operati-

## Schöne Literatur

Markus Feldenkirchen: *Keine Experimente. Roman*, Zürich/Berlin: Kein & Aber 2013, 400 S., 22,90 €

Frederik Kallenberg ist verschwunden. Das ist schon deshalb der Rede wert, weil Kallenberg kein Mann für spontane Sperenzchen ist. Zur Schlagzeile wird seine fast spurlose Abwesenheit deshalb, weil er MdB ist, Mitglied des Bundestags. »Keine Experimente« ist Kallenbergs Motto, und auf seinen Wahlplakaten stehen Slogans wie »Werte wählen«, »Anstand hat einen Namen« oder, umständlich, wie er ist: »Andere spotten über die heile Welt – ich kämpfe für sie.« Kallenberg ist durch und durch konservativ.

Er ist eine ehrliche Haut. Seine Heimat ist die sauerländische Provinz. Als Junge hatte er schwer unter der mütterlichen Untreue, dem väterlichen Phlegma und Suff gelitten. Er entwickelte Zwangneurosen und fand dauerhaften Trost und Zuspruch in der katholischen Kirche. Und in Julia, die er seit der Schulzeit liebt. Die beiden haben zwei Kinder und telefonieren zu festgelegten Zeiten, wenn Frederik in Berlin sein muß. Frederik ist das gute Gewissen seiner Partei, er gilt als »letzter Joker des deutschen Konservatismus«. Manche nennen ihn einen »konservativen Revolutionär«, andere schimpfen den attraktiven, nachdenklichen Mann einen »reaktionären Sack«. Im Netz kursieren Haßseiten wie »kallenbergswirrewelt« und »stoppt-kallenberg«. Den Politiker tangiert das nur am Rande. Aus grundsätzlichen Erwägungen begibt er sich selten in virtuelle Welten, selbst sein Mobiltelefon bedient er nur sporadisch.



Heute: das ist nicht seine Welt. Sie erscheint ihm als laut, verlogen, mit albernen Anglizismen durchsetzt, durch und durch dekadent. Mit Schrecken und Ekel merkt er, daß auch seine weltanschaulich nächsten Kollegen des »Konservativen Kreises« längst angefressen sind von den Übeln der Zeit, daß sie Zoten reißen und Stripbars besuchen. Kallenberg hat sich einen Namen gemacht als Verfechter eines Müttergeldes. Schlagende Argumente für die häusliche Betreuung des Nachwuchses hat er stets parat, er kennt Studien, Statistiken, Fälle.

Aber dann gerät er ausgerechnet in der meistgesehenen Talkshow an Dagmar Keppler, jene doppelgesichtige Grande Dame des bundesrepublikanischen (Alt-)Feminismus. Keppler

(kaum verborgen und treffend gezeichnet ein Alter ego Alice Schwarzers) redet den gutmütigen Fontane-Liebhaber Kallenberg in Grund und Boden:

»Stopstopstop! Jetzt lassen sie mich mal ausreden!« Die Frauenrechtlerin beginnt jede ihrer publi-

kumswirksamen Einlagen mit einer fauchenden Drohung: Die Sendung wird zur glatten Niederlage Kallenbergs. So sehr, daß sich selbst die Kanzlerin per Handy bei ihrem Parteikollegen meldet. Frau Bundeskanzler fragt süffisant, ob er, Kallenberg, etwa ein Problem mit einer Frau als Chefin habe? Deutlich besser lief da die Diskussion, die Kallenberg kurz zuvor in einem kleinen, linken Asta-Kreis mit der Jungfeministin Liane führte. Es hatte Rede und Gegenrede gegeben, und es zeigte sich, daß Gegensätze sich durchaus anziehen können. Und aus-! Was der zuvor treue Familienvater nicht ahnt: Liane hat eine Wette laufen. Sie soll Kallenberg verführen. Es wird ihr gelingen. Markus Feldenkirchens Buch

der Psychogenese eines strauchelnden konservativen Überzeugungstäters ist überaus unterhaltsam, auch wenn die oft holzschnittartige Sprache («die Frauen rasteten fast aus vor Begeisterung») verrät, daß hier kein großer Stilist am Werk war. Sein Personal hingegen führt er trotz zahlreicher Klischees nicht vor. Kallenberg ist stockkonservativ und seelisch leicht behindert, aber er ist kein Idiot. Er ist ein belesener, empfindsamer und begeisterungsfähiger Idealist. Natürlich wird er am Ende geläutert, und die Tragödie wird zum Aufklärungstück.

Das Autorenphoto mag den einen oder anderen Leser übrigens stutzen lassen: Das ist doch ein höchst bekannter konservativer Publizist! Doch nein, es ist eine charmante optische Täuschung. Feldenkirchen, preisgekrönter Publizist und Romanautor, arbeitet seit vielen Jahren für das Hauptstadtbüro des *Spiegel*. Er wird seine Pappenheimer kennen.

Ellen Kositzka

Horst Bienek: *Workuta*, mit einem Nachwort von Michael Krüger, Göttingen: Wallstein 2013, 80 S., 14,90 €

Der Schriftsteller Horst Bienek, 1930 im oberschlesischen Gleiwitz geboren, 1946 vertrieben, 1990 in München gestorben, sprach in einer Charakterisierung der Ostdeutschen einmal von der Ambivalenz zwischen »dumpfem Glauben und hellem Protest« und fand dies auch für seine eigene Person zutreffend: »Mit dem Kopf, mit der Ratio bin ich im Westen, – aber meine Seele hat eine irgendwie slawische Wurzel. Ich habe niemals diese slawischen Bindungen, auch Untergründe, geleugnet.« Als Bienek im Frühjahr vor seinem Tod erstmals in Leipzig las, traf er auf ein Publikum, das seine Romane, vor allem die vier aus seiner oberschlesischen Chronik (1975–82), gut

kannte. Das Thema Schlesien war tabu gewesen in der DDR. »Warum, das wußte niemand genau zu sagen. Schlesien sollte es nicht geben, nicht einmal in der Erinnerung. War jemand aus Breslau, so bekam er in seinen Ausweis hineingeschrieben: Wrocław, Polen.« Die Hörer in Leipzig, so Bienek, wollten gar nicht viel über Literatur wissen. Statt dessen stand eine Frage im Raum: Warum haben Sie nicht über Workuta geschrieben? »Ich schwieg. ... Ich bin nach Hause gefahren. Ich habe mich an den Schreibtisch gesetzt. Es waren 25 Jahre seitdem vergangen. ... Ich wußte, jetzt muß ich darüber schreiben.« Bieneks Workuta-Bericht ist Fragment gelieben, eine Art letzte Worte. Zu zwanzig Jahren war Bienek 1951 (aufgrund unterstellter »antisowjetischer Hetze«) verurteilt worden, er saß und arbeitete im Lager Workuta jenseits des nördlichen Polarkreises, als einer von insgesamt zwei Millionen Gefangenen. Bertolt Brecht, dessen Meisterschüler Bienek war, hatte zeitlebens zu den Vorgängen geschwiegen. Bienek war ahnungslos, was er verbrochen haben sollte: »Ich verstand nicht meine Schuld«. Dann, viele Schläge, Erniedrigungen und Entbehrungen später, dieser Gedanke: Seine oberschlesische Kindheit war durchdrungen gewesen vom Glauben, »bis in die Seele, bis in die Fasern des Herzens«. Dann kam die DDR. Er betete manchmal, stumm.

»Aber die letzten Jahre war das weg. Das gab es nicht mehr. Man sprach nicht darüber.« Nun, »in der Zelle, fing ich wieder an zu beten.« Ihm fielen alle Gebete der Kindheit wieder ein, vom Rosenkranz bis zum Glaubensbekenntnis, und er dachte: »vielleicht haben sie mich deshalb in die Zelle geworfen, weil ich den katholischen Gott vergessen oder verloren habe. Aber dann dachte ich auch, jetzt ist es genug. Jetzt könnte er mich



ausstoßen aus der Zelle, wie er Jonas aus dem Bauch des Wals ausgestoßen hat.« Nach vier Jahren wurde Bienek an Land gespuckt. 1994 wurde das Urteil posthum aufgehoben.

Ellen Kositzka

Horst Lange: *Die Leuchtkugeln. Erzählung*, mit Illustrationen von Ralph Oertel, Schnellroda: Antaios 2014. 200 S., 17 €

Horst Lange wurde 1904 im niederschlesischen Liegnitz geboren, er starb 1971 in München. Er wird zu den Schriftstellern der Inneren Emigration gerechnet und gehört jener epischen Generation an, die sich von der experimentellen Avantgarde abwandte und zurückfand zu klassischen Formen: Bergengruen, Britting, Schneider, Langgässer und andere. Die Wendung ins Innere kennzeichnet nicht nur Langes politische, sondern auch seine poetische Haltung, sein Verständnis vom Schreiben, und er sah keine Notwendigkeit, diese Haltung nach 1945 zu ändern.

Lange – 1937 durch seinen großartigen Roman *Schwarze Weide* berühmt geworden – mied auch dann den Kontakt zu den jetzt tonangebenden Kreisen. Ab 1941 war er als Pionier an der Ostfront eingesetzt. Er, nebenbei ein begnadeter Maler, büßte ein Auge ein. Die hier durch Ralph Oertels Zeichnungen (man darf sagen: kongenial) illustrierte Erzählung *Die Leuchtkugeln* sowie die beigefügte Prosaskizze »Auf den Hügeln von Moskau« entstanden 1943 im Lazarett.

Carl Zuckmayer, selbst zwischen den Stühlen sitzend, nannte sie »die beste deutsche Prosadichtung aus dem letzten Krieg«. Der nachgeborene, kriegsferne Leser pflichtet gern

bei. Der Krieg, vom dem hier wenige Wochen geschildert werden, die sprechend symbolische Zeit nämlich vom goldenen Herbst bis zum tiefsten russischen Frost, ist auch hier »inneres Erlebnis«, aber deutlich vom analytischen Jüngerischen Ton unterschieden. Der Ich-Erzähler Langes ist habituell mißmutig und hoffnungsarm, aber tapfer. Kein Held, das nicht. Er haßt nicht die anderen, er brennt nicht für seine Sache. Er tut, was getan werden muß. Stumpf ist er dabei nicht, im Gegenteil. Krieg ist eine Jahreszeit. Man kann sie beschreiben, mit Worten malen, Kriegsspiele, Kriegs-



frauen, Kriegsmänner, Kriegskirchen. Da stößt einer zum kleinen Trupp, der sich Hermes nennt, wie die olympische Gottheit. Hermes hat sein christliches Pendant in Christophorus, doch anders als dieser ist der antike Hermes nur jenen nützlich, die seine

Botschaft (»Hermeneutik«) verstehen. Hermes ist Organist im Brotberuf. Musik lasse keine Lügen zu, hatte er geglaubt. Aber nun mißbrauchte einer – leicht zu erraten, wer – dieses empfindlichste Mittel, »um etwas zu glorifizieren, das der Ewigkeit widerstrebt«. Darum hat Hermes »den Weg hierher gesucht, dorthin, wo die Kunst nichts gilt und wo jedes Schicksal umgeformt wird, wenn es durch das gewaltige Feuer geht.« Hermes ist ein rätselhafter Kerl. Er gleicht dem Erzähler. Er wird bereit sein. Er kann ja nur gewinnen! Ein seltsamer Sog geht von diesem Buche aus. Es ist Kriegsliteratur, die aber nicht vor allem vom Reiz des soldatischen Milieus, sondern von Langes vorzüglicher literarischer Kunst lebt. Oertels Zeichnungen ersetzen gut die Musik, welche sich unwillkürlich hinzugesellt. Nichts wirklich Klassisches, wie hieß dieses Lied doch? »The snow fell«. Kenner kennen es.

Christian Marschall

## Alle anders. Alle eigen. Alle konform

Peter Sloterdijk: *Die schrecklichen Kinder der Neuzeit*, Berlin: Suhrkamp 2014. 489 S., 26,95 €

Die Neuzeit ist jene Epoche, die auf das vermeintlich dunkle Mittelalter folgte. Sie dauert als »Moderne« an, und ihr Kennzeichen ist die Emanzipation des einzelnen hin zu dem, was zu einem Allerweltswort verkommen ist: hin zum Individualismus, dessen vornehmliches Tun die Infragestellung von Schicksal, Bindung, Erbe und vorgegebener Hierarchie, kurz von jeglicher Form ererbter und vorgesetzter Fremdbestimmung ist. Der Kulturphilosoph Peter Sloterdijk stellt dieser großen Loslösung von zweifellos welter-schütternder Bedeutung eine teure Rechnung aus: kein Fortschritt ohne Abbruch, keine Selbstermächtigung ohne Einmündung in einen Brei aus letzten Menschen. Diese Generaltendenz ist banal für jeden, der das Jahr 1789 nicht als den Beginn von allem, sondern als das Ende von etwas wertet. Banal ist auch, auf eine grundsätzliche Stärke des vorliegenden Buches hinzuweisen: Sloterdijk ist einer jener seltenen Philosophen, die zu erzählen wissen, und sein Schwung, seine atemberaubende Belesenheit, sein enzyklopädisches Gedächtnis oder jedenfalls seine perfekte Exzerpt-Kartei machen die Lektüre seiner Bücher fruchtbar. Systematisch sind sie nicht unbedingt, manchmal sogar heillos assoziativ in ihrem Versuch, Phänomene und Begebenheiten aneinanderzuknüpfen, und dies hat Sloterdijk unter seinen Fachkollegen unter anderem den Ruf eingebracht, kein Philosoph, sondern ein philosophischer Bestsellerautor zu sein. Jedoch rührt von der Fähigkeit zur Quer-Schneise Sloterdijks Mut, mit dem er typisch konservative oder sogar reaktionäre Denkmuster aufgreift: Irgendwie verzeiht ihm die Zunft derlei, es ist, als ob er auf seinen Erntefahrten zuviel

auf einmal einbrächte, ein bißchen unsortiert, aber manisch kräftig. Besonders augenscheinlich wird dieser Mut im vierten von sechs Großkapiteln: Es ist elegant mit »Leçons d'histoire« überschrieben und interpretiert »Sieben Episoden aus der Geschichte der Drift ins Bodenlose.« Sloterdijk schildert Szenen und destilliert aus ihnen das, was seine Theorie der neuzeitlichen Selbstüberhebung stützt. Die Lektüre ist ein Gang durch sieben Kammern einer sich steigernden Rücksichtslosigkeit im Wortsinne: einer brachialen Abnabelung von allem Überkommenen, dem die Konstrukteure eines »Neuen Menschen« jede Legitimität abzusprechen bereit sind – mit der Konsequenz rücksichtsloser Experimente am lebenden Objekt Mensch. Paris 1793, Paris 1804, Zürich 1916, Jekatarinburg 1918, Moskau 1938, Posen 1943 und Bretton Woods 1944: Man ahnt die Struktur hinter diesem Gewebe, die immer hybridere Ablösung vom Halt einer Erdung, zuletzt (Bretton Woods) die von den Wirtschaftsprinzipien des Alten Europas. Jeden Linken und Liberalen muß die Reihung empören, jeden Rechten bestätigen. Ja, wir profitieren davon! Wer im vorliegenden Buch Sloterdijks Urteil über den in der Breite eines Konsumschwemmfächers angekommenen Massenmenschen liest, darf das ohne weiteres als klassisch konservative Kulturkritik bezeichnen. Die Beschreibung der Stufen hin zum »letzten Menschen« unserer Tage beispielsweise ist bereits als bloße Beschreibung wertend genug. Eine der Wegmarken ist auch für Sloterdijk die Formulierung der Menschenrechte (»zeitgemäß, unumgänglich, hochherzig und uneinlösbar«), in denen »von Abstammung kein Wort mehr« fällt. Diese grundsätzliche Loslösung von allem Erbe habe sich in Amerika geradezu in ein Credo hinein gesteigert: Jede Art Bindung

an eine Vergangenheit werde aufgebrochen, Gegenwart oder gar Vergangenheit im Vergleich zur Zukunft abgewertet. Sloterdijk macht das an Erwägungen Thomas Jeffersons fest, der von 1801 bis 1809 Präsident der USA war, und springt dann zurück nach Europa, um in Max Stirners *Der Einzige und sein Eigentum* jenes Denken zu benennen, das bereits 1845 den äußersten Rand der Bindungslosigkeit markierte: Das »Ich« werde unanklagbar, werde zum »Selbstbesitz«, sei niemandem mehr etwas schuldig und könne Ansprüche jeder



Art formulieren. Was Stirner noch nicht wissen konnte, weiß Sloterdijk: Erst in den letzten fünf Jahrzehnten ist es der Masse unserer Hemisphäre ermöglicht worden, das theoretisch längst bestellte Feld praktisch zu erobern und eine Anspruchshaltung

einzunehmen, die keinen Aufschub mehr hinzunehmen bereit ist und das dringende Bedürfnis hat, niemandem mehr zu Dank verpflichtet zu sein: »Zu realen und pragmatisch Letzten werden Individuen in der Konsum- und Erwerbsgesellschaft von dem Augenblick an, in welchem sie in die Daseinsweise von herkunftschwachen und nachkommenslosen Selbstverzehrern einwilligen.«

Hierarchielos, breitflächig, ein »Konformismus des Anders-Seins«: Sloterdijks Ausblick ist mit »Im Delta« überschrieben, dort sieht er uns – irgendwie geronnen (dies erinnert nicht ohne Grund an die kristallisierte Gesellschaft, die Gehlen mit nüchternem Grauen beschrieb). Die beiden Wege, die er andeutet, sind jämmerlich: »Wille zur mittelfristigen Fortsetzung« dieses Endzustands lautet der eine, »feuerwerkartiger Endverbrauch im Hier und Jetzt« der andere. Daß unbesehen davon das Projekt einer Rettung der wenigen gewagt werden könnte, vermag er nicht zu formulieren.

Götz Kubitschek



## Böse Menschen/Lieder

Sebastian Werr: *Heroische Weltsicht. Hitler und die Musik*, Köln u. a.: Böhlau 2014. 300 S., 29,90 €

Läßt sich eine Monographie über Napoleon oder Bismarck vorstellen, die sich den musikalischen Vorlieben des Dargestellten widmet und aus den daraus gezogenen Schlüssen Auswirkungen auf seine Politik ableitet? Wäre dies bei Friedrich dem Großen denkbar, der immerhin selbst Komponist war? Um überhaupt ein solches Unternehmen zu rechtfertigen, muß zunächst der dargestellte Politiker musikinteressiert gewesen sein – und er muß in einer Zeit gelebt haben, in der man Musik zur Unterstützung politischer Ziele nutzen konnte.

Hitlers Vorliebe für die Operetten Franz Lehárs ist bekannt, seine Wagner-Verehrung bereits ein Gemeinplatz. Schon zeitgenössische Beobachter führten seinen Erfolg auf sein ausgesprochenes Talent zur Selbstinzenierung zurück, auf seine Fähigkeit, künstlerische und technische Mittel aller Art, effektiv aufeinander abgestimmt, zur Verherrlichung der eigenen Person einzusetzen. Die Rolle der Musik in diesem demagogischen Gesamtkunstwerk ist in mehreren Büchern ausführlich untersucht worden. Der Münchner Musikwissenschaftler Sebastian Werr bereichert diese Literatur nun durch ein Werk, in dem er die musikalische Prägung des Privatmannes Adolf Hitler als eine Grundlage der »heroischen Weltsicht« des Diktators beschreibt. Quellengesättigt breitet Werr in der ersten Hälfte des Buches eine Biographie des jungen Hitlers aus, vom ersten Theaterbesuch bis zum Auftreten als antisemitischer Agitator. Großen Raum widmet er der Schilderung des wagnerfreundlichen Linz der Jahrhundertwende, in dessen »verhältnismäßig nicht schlechtem« (Hitler) Stadttheater dem späteren Judenverfolger von überwiegend jüdischen Sängern seine

ersten Opernerlebnisse beschert wurden. Der Leser erhält ausführliche und übersichtlich geordnete Informationen zum Theaterwesen der oberösterreichischen Provinzhauptstadt ebenso wie solche zur allgemeinen geistigen Situation des Umfelds, in dem Hitler aufwuchs; etwa zum Einfluß alldeutscher Antisemiten auf das Kulturleben der Stadt. Später begleitet er Hitler bei seinen Versuchen als Kunstmaler und Architekt, seiner allmählichen Entwicklung zum Antisemiten – und immer wieder in die Opernhäuser Wiens und Münchens, die dieser auch bei Geldknappheit regelmäßig besuchte.

Anhand der Ausführungen Werr wird klar, daß Hitlers Gedanken zur Musik vorrangig um das Musiktheater kreisten, da er Musik nahezu ausschließlich in einem theatralischen Zusammenhang wahrnahm. So verwundert auch nicht die laut überlieferten Äußerungen starke Anteilnahme an Fragen der Inszenierung, die ihm mindestens ebenso wichtig waren wie die Musik selbst. Den Auswirkungen von Hitlers Leidenschaft für die Opernbühne auf seine politische Selbstdarstellung wird in der zweiten Hälfte des Bandes nachgegangen, die aufgrund des Wegfalls der chronologischen Biographie weniger stringent wirkt als die erste, aber zahlreiche interessante Einzelheiten enthält, etwa Hitlers Unterricht bei dem Schauspieler Stieber-Walter und seine Probleme, die Parteigenossen für Wagner zu begeistern. Dagegen bleibt die Darstellung der Ansichten des Diktators zum Musikschaffen im NS-Staat hinter dem Erwartbaren zurück. Hier macht es sich Werr mit dem Satz, Hitler sei an jüngerer zeitgenössischer Musik weitgehend desinteressiert gewesen, zu einfach. Der Autor scheint selbst darüber verwundert, daß Hitler sich für die seitens der Ro-

senberg-Anhänger angefeindete Oper *Peer Gynt* von Werner Egk begeistern konnte. Dabei hatte Hitler wohl schlicht die Botschaft des Werkes verstanden, in dem Trolle – laut

Regieanweisung »erschreckende Verkörperungen menschlicher Minderwertigkeit« – zu Jazzklängen auf der Bühne agieren. Auch hätte man gern erfahren, ob und wie er sich zur Musik der auf der »Gottbegnadetenliste« aufgezählten Komponisten

äußerte, die fast alle jünger waren als er. Einwände ließen sich weiterhin gegen einige langgeratene Exkurse vorbringen, die wenig mehr als eine Zusammenfassung bekannter Fakten bieten und sich teils vom Thema des Buches entfernen. Diese mögen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß Werr mit *Heroische Weltsicht* eine aufgrund ihrer Informationsdichte durchaus zu empfehlende Darstellung des Verhältnisses Hitlers zur Tonkunst gelungen ist. Wer sich für dieses Gebiet interessiert, wird in dem Buch ein gutes Kompendium finden.

Viktor Müller



### Macht drei Pfund: Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert

Ulrich Herbert: *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, München: C.H. Beck 2014. 1451 S., 39,95 €

Ulrich Herbert hat sich im Rahmen diverser vergangenheitspolitischer Debatten in den vergangenen zwei Jahrzehnten klar positioniert. Er zählt zum linken und linksliberalen Hauptstrom der deutschen Historikergunft. So war vor der Publikation der großen Gesamtdarstellung einige Skepsis geboten.

Die Konzeption dieses Buches ist durchaus konsensfähig. Das 20. Jahrhundert wird nicht auf die NS-Zeit fokussiert, immerhin sind rund siebenhundert von tausendvierhundert Seiten der Periode von 1945 bis 2000

gewidmet. Natürlich läßt sich in einem solchen Gesamtüberblick nur wenig präsentieren, was dem Kenner neu wäre. Hervorzuheben ist, daß der Verfasser aus einer Reihe unbekannter Quellen zitiert, die die Erzählung auflockern. An einigen Stellen wählt er im Kontext der behandelten Epoche ein markantes Jahr aus, um den Zustand der deutschen Gesellschaft anhand exemplarischer Beispiele zu schildern. Herberts Deutung des Ersten Weltkrieges mutet angesichts der Kontroversen der letzten Monate unterkomplex an. Die Zeit des Dritten Reiches ist ihm aufgrund seiner bisherigen Arbeiten besser vertraut. Folgerichtig erschließt er die primär improvisatorischen Hintergründe des Mordes an den europäischen Juden, in methodischer Anlehnung an die Funktionalisten, auf der Basis neuester Forschungen.

Mit Recht konstatiert er am Ende des NS-Kapitels, daß ein früher mitunter positiv eingeschätzter Aspekt des Nationalsozialismus, seine Funktion als »Gegenentwurf zum liberal-kapitalistischen System«, aufgrund der ungeheuren Gewaltdynamik, den diese Weltanschauung freigesetzt hat, nach 1945 gänzlich an Anziehungskraft verloren hat. Daß die gewaltigen Verbrechen an Deutschen am Ende des Krieges nur en passant erwähnt werden, entspricht dem bundesrepublikanischen Diskurs-Komment.

Im Anschluß an die epochale Zäsur des Kriegsendes wird vom kurzzeitigen Aufblühen des industriellen Fundaments in den 1950er und 1960er Jahren berichtet. Danach machten sich vor allem postindustrielle Herausforderungen bemerkbar. Fundamentale Diskussionen der letzten Jahre, beispielsweise über »Maastricht« wie auch über die Problematik der Asylpolitik und über das Narrativ vom »Ende der Geschichte«, beschließen die Untersuchung. Sie ist kein großer

Wurf, jedoch wird ihr wohl eine gewisse Bedeutung für die künftige Geschichtsschreibung zukommen.

Felix Dirsch

### Konservative Konzeptionen

Ellen Bos (Hrsg.): *Konservatismus im 21. Jahrhundert. Liebe zu alten Lastern oder Angst vor neuen Fehlern*, Baden-Baden: Nomos 2014. 202 S., 38 €

Der Sammelband, der aus Tagungen und einem Forschungsprojekt an der Andrassy Universität in Budapest hervor-

ging, bündelt in vorwiegend politologischer Perspektive Aufsätze, die der Aktualität oder Überlebtheit des Konservatismus vor einem mitteleuropäischen Fokus nachgehen. Unverkennbar trägt er Züge einer Buchbindersynthese. Inter-

essant sind aber die Verbindung arrivierter mit jüngeren Forschern und die Bereitschaft, ergebnisoffen und in mitteleuropäischer Blickweite Konzeptionen des Konservativen zu untersuchen. Orientierung geben die Eingangsartikel von Dietmar Meyer und Siegfried Franke, die sich um eine Verhältnisbestimmung von Liberalismus und Konservatismus bemühen. Der Beitrag von Ralf Thomas Göllner fragt nach dem Verhältnis von europäischer Vereinigung und nationalen Identitäten. Er korrespondiert auf diese Weise mit einer gelungenen Studie von Ellen Bos über Konservatismus und Regimewechsel, die eine große Linie vom Ursprung konservativen Selbstverständnisses im Umkreis der Französischen Revolution zur Gegenwart nach 1989 herstellt. Als Studien durchaus bereichernd sind die Aufsätze von Tim Kraski zur Bedeutung des Aristotelismus für ein angemessenes Verständnis von Bürgerlichkeit und von Tamás Nótári zu Cicero. Auch die rechtswissenschaftliche Per-

spektive kommt nicht zu kurz: István Szabó geht ihr im brillantesten Beitrag des Bandes nach. Zoltán Tibor Pállinger fragt abschließend nach dem spannungsreichen Verhältnis zwischen Konservatismus und direkter Demokratie: Diese spezifisch ungarische Perspektive dürfte auch für deutsche Debatten lehrreich sein. Zur Grundlagenklärung trägt dieser Band nichts wirklich Essentielles bei. Dazu ist er ideengeschichtlich und philosophisch zu schwach instrumentiert. Er zeigt aber, daß die konservative Stimme beim Wiedererwachen Mitteleuropas unverzichtbar ist. Deshalb sollte man ihn nicht ignorieren.

Harald Seubert

### Boxen gegen die Tussi

Theresa Bäuerlein/Friederike Knüpling: *Tussikratie. Warum Frauen nichts falsch und Männer nichts richtig machen können*, München: Heyne 2014. 317 S., 16,99 €

Zunächst ist dieses breit rezipierte, von allen politischen Lagern sowohl gescholtene als auch gelobte Buch ein Wechselbad: Dieser Neontitel – Hilfe! Der Untertitel dann sowie das Kleingedruckte auf dem Cover (die »Tussi« quäht ihre Sprechblase: Immer ist der Mann schuld oder »männliche Strukturen«: wenn es mit der Karriere nicht läuft, wenn die Kinder nerven, wenn keine Kinder sich einstellen ...): Ja! Das ist ein Thema, über das sich reden ließe. Daß Gesprächsbedarf herrscht zum Thema All-over-Feminismus, hat der Erfolg von Birgit Kelles Buch *Dann mach doch die Bluse zu* gezeigt.

Warum die beiden Autorinnen (dreißigundetwas, kinderlos) sich auf den Begriff »Tussi« (ist das nicht die mit der Lästerschnauze und den straßverzierten Fingernägeln?) geeinigt haben, bleibt wirr und weit hergeholt. Sie binden ihr im Verlauf des Buches immer unklarer werdendes Feindbild an die Thusnelda aus Kleists *Hermannschlacht* an. Thusnelda, die Ehefrau Hermanns,



wurde von einem römischen Legaten umworben. Als sie merkt, daß man sie getäuscht hat, lockt sie den Römer in ein Bärengehege und läßt ihn zerfleischen. Solche Handlung ist zwar hoch symbolisch, wird für den gewünschten Zusammenhang aber arg amputiert und zurechtgeschnitten. Wenn die Autorinnen dann noch von den Gegenspielern Hermann und Arminius sprechen, fühlt sich der Boden, auf dem hier gestritten werden soll, recht wackelig an. Aber man will mit Empathie lesen und geht auch über all die Wendungen hinweg, die ein schick geschriebenes Buch

notwendig beinhalten: über all die Beteuerungen, wie »aufregend« es sei, daß über die Rollenfrage debattiert werde und darüber, was Geschlecht »eigentlich« bedeute. So reden und empfinden sie eben heute!

Zügig kommen Bäuerlein/Knüpling zur Sache: Der aktuelle Geschlechterdiskurs sei nicht »geschlechtssensibel«, sondern »geschlechtsbesessen«. Es sei eine Diskussion, in der von vornherein feststehe, »daß nur ganz bestimmte Beiträge erwünscht« seien: nämlich solche, die klar von einer gesellschaftlichen Unterdrückung der Frau ausgehen. Die die Frau entweder als Opfer oder als Heilige präsentieren. Aufgeräumt wird (zum x-tenmal, was nicht schaden kann angesichts der Beharrungskraft der gängigen Parolen) mit der Mär von der Gender-Gap, vom festsitzenden Gerücht also, daß Frauen 22 Prozent weniger verdienen als Männer. Sie wollen es nicht anders, unterm Strich, und die Autorinnen halten es für denkbar, daß der Verzicht auf eine Eins-A-Karriere, auf permanente Überstunden und auf die Priorität Erwerbswelt gar keine schlechte Wahl sei. Klug: Wenn »der Ruf der Hausfrau nicht so gründlich herabgesetzt wäre«, gäbe der Feminismuskurs deutlich

mehr »gesellschaftskritisches Potential« her!

Die Autorinnen berufen sich auf den »Klassenstandpunkt«. Das klingt forsch. Sie meinen damit, daß viele Probleme, die unter Geschlechterfragen abgehandelt werden, besser aus übergeordneter Perspektive betrachtet werden sollten: Präkäre Jobs sind kein Frauenthema. Überhaupt solle man sich hüten, von »den Frauen« zu reden, wo es um individuelle Bedürfnisse gehe. Richtig: Die sogenannte Tussi versteckt sich hinter einer statistischen Größe, der »durchschnittlich unterdrückten Frau«.

Quotenfragen betreffen Bevölkerungsgrößen im Promillebereich. Im Bewußtsein von Lieschen Müller kommt aber an: Wir Frauen werden unterdrückt.

Die Autorinnen sind in puncto Individualität ein wenig inkonsequent, zumal das Buch im Ich-Ton gehalten ist. Ich sind in dem Fall zwei Personen. Die beiden kennen die gängige populärwissenschaftliche Literatur zum Thema und referieren sie breit. Das ist für jenen Leser ermüdend, der die gängige Literatur ebenfalls kennt und weiß, daß diese zu großen Teilen aus Referaten gängiger Literatur besteht. In Sachen Geschlechterdiskurs wird immer bei Null angesetzt!

Nach vielen hervorragenden Beobachtungen (eine Autorin mußte nach ihrem Anti-Harassment-Training laufend an Sex und sexuelle Bedrohungen denken), die sich mit streitbaren Einstellungen (jenseits des Kreißsaals sei die Welt geschlechtsneutral) abwechseln, wird das Buch merkwürdig flau und verliert sein Thema. Knüpling präsentiert ihr Tagebuch als Amateurboxerin. Porno als Kunstform wird leidenschaftlich verteidigt (eine Autorin war mal am Set und hat sich »verdammte wohl gefühlt«: lauter coole Menschen dort), der Freund trägt pinke Schuhe, Trans- und Intersexuelle kommen in Proto-

kollen genauso zu Wort wie eigene sexuelle Erfahrungen. Was war noch mal das Thema? Schattenboxen, Spiegelfechten?  
Ellen Kositzka

## Wer? Wieso? Wozu? Der Soldat

Wolf Schneider: *Der Soldat – Ein Nachruf: Eine Weltgeschichte von Helden, Opfern und Bestien*, Reinbek: Rowohlt 2014. 544 S., 24,95 €

Wolf Schneider, der 89jährige Journalist und Sprachstillehrer, hat einen Nachruf auf den Soldaten geschrieben. Denn mit diesem geht es zu Ende: Er werde ersetzt – und sei zum Teil schon ersetzt worden – durch Drohnen, Atombomben, Spezialeinheiten und den Programmierern eines *cyberwar*. Den Soldaten definiert er als jemanden, »der den regulären Streitkräften eines Staates angehört« – und schon hier beginnt die lautstarke These seines 544 Seiten starken Buches zu bröckeln. Denn auch Drohnenbediener, Bomberpiloten und Kommandosoldaten sind solche Angehörigen regulärer Streitkräfte.

Selbst wenn man seine Definition des Soldaten enger faßt, sich also nur auf die normalen Männer mit ihren staubigen Gesichtern in den Gräben und Feldlagern, in Gefechten oder auf Patrouillen bezieht, wirkt Schneider wenig überzeugend. Spezialeinheiten brauchen für ihre Aktionen die äußere Sicherung, das Feldlager, den Nachschub und die Etappe: Das alles wird von normalen Soldaten gestellt. Ein kurzer Blick auf die Einsätze der Bundeswehr reicht aus, um Schneider zu widersprechen: Mit großer Wahrscheinlichkeit wird sie auch in Zukunft für »Stabilisierungsoperationen« eingesetzt werden, und diese sind ohne Fußtruppen nicht möglich.

Kurios trotz der Dürftigkeit der Hauptthese: Das Buch ist lesenswert! Schneider berichtet, wie der Krieg aus Menschenjagd und Zweikampf hervorging, wie sich dabei die Waffentechnik entwickelt hat und aus welchen Gründen



Männer sich für ein Leben als Soldat entschieden. Schneider hat selbst gedient und es in der Wehrmacht bis zum Unteroffizier gebracht. Wahrscheinlich sind seine Überlegungen darüber, wofür Soldaten starben, und die Beschreibungen, wie sie »verreckten«, gerade deshalb besonders eindrucksvoll. Mit dem Gewicht dieser Erfahrung will Scheider seine Überzeugung legitimieren, das soldatische Opfer sei für sich genommen sinnlos und die Bereitschaft dazu nur das Ergebnis von falschen, albernen oder sinnlosen Vorstellungen – was für die Idealisten unter den Soldaten bedrückend klingen muß. Die logische Konsequenz zieht er im abschließenden Kapitel, »Wie man vielleicht überleben kann«, indem er großes Verständnis für den Deserteur zeigt: Dieser handle »von den Motiven her ... so verwerflich wie ein Vogel, der dem Käfig entflattert«. Schneider erinnert gleichzeitig daran, daß der Frieden nicht der Naturzustand des Menschen, daß der Mensch kein primär friedliebendes Wesen sei, ja, daß der Frieden auf Erden – mit Carl Friedrich von Weizsäcker gesprochen – »eine der düstersten Epochen der Menschheitsgeschichte« werden könne: »So fiele denn auf die grausige dreitausendjährige Geschichte des Soldaten zuletzt doch noch ein kleiner Sonnenstrahl«, beendet er seinen Nachruf auf den Soldaten mit einem vermeintlich positiven Fazit. Töten und Sterben also nur als abstrakt sinnvolles Opfer? Damit es keinen tyrannischen Frieden auf Erden gibt? Wenn er damit recht hätte, dann wären die Soldaten, die aus idealistischen Gründen zur Armee gehen, tatsächlich die armen Narren, die nicht für ihr Volk und dessen Ideen antreten, sondern sich unfreiwillig für die Verhinderung einer tyrannischen One World opfern, indem sie Kriege am Laufen



halten. Diese Draufsicht Wolf Schneiders ist außerordentlich interessant, viel interessanter als die schwache Hauptthese des »Nachrufs«. Er gibt dem Soldaten, eigentlich jedem Kämpfer dieser Erde, eine höhere Weihe: Das ist eine gedankliche Spur, die man weiter verfolgen kann – und sollte.

Martin Böcker

### Aristokratische Allianzen

Stefan Dornuf: *Der Kampf ums Dabeisein. Gregor von Rezzori und die deutsche Nachkriegssoziologie*. Wien: Karolinger 2014. 72 S., 12,90 €

Schon der vielversprechende Titel läßt vermuten, daß es Stefan Dornuf in seinem bei Karolinger erschienenen neuen Buch auf eine intellektuelle Ehrenrettung eines heute nahezu vergessenen Schriftstellers abgesehen hat, dem es zu Lebzeiten freilich nicht an Popularität mangelte. Unter den tonangebenden Intellektuellen der jungen

Bundesrepublik allerdings genoß der 1914 in der Bukowina geborene und 1938 nach Berlin übergesiedelte Gregor von Rezzori einen eher zweifelhaften Ruf: Der »Gruppe 47« verbürgte das literarische Emporkommen des vormaligen »Mitläufers« die unheilvolle Kontinuität zwischen Hitler-Deutschland und Adenauer-Republik; konservativen Kulturträgern wiederum galt der umtriebige und vielseitige Künstler, der sich zunächst als Autor von Unterhaltungsromanen und Drehbüchern profilierte und zudem als Filmschauspieler chargierte, vollends als »Schlawiner« und »Salonlöwe«, seit er auch noch mit Reportagen über die Reichen und die Schönen für die »Yellow Press« und den *Playboy* von sich reden machte. Unser Autor dagegen porträtiert Rezzori als nonkonformistischen Geist einer untergegangenen Epoche, der

gerade als verspäteter Donaumonarchist zum unzeitgemäßen Betrachter deutscher Nachkriegszustände prädestiniert war. Schon als Berichterstatter der Nürnberger Prozesse hatte Rezzori '45 nicht als Jahr der Befreiung, sondern als bloßen Etappensieg der Machtergreifung eines ressentimentgeladenen Kleinbürgertums gewürdigt, welches sich zunehmend als »Generalpächter des Guten« aufspielte. Und später avancierte er zum hintergründigen Stichwortgeber der beiden einflussreichsten deutschen Soziologenschulen: der »Philosophischen Anthropologie« und – in geringerem Maße – der »Kritischen Theorie«. Was deren Wortführer, Arnold Gehlen und Theodor W. Adorno, trotz ihrer konträren politischen Grundüberzeugungen und Lebensschicksale, untereinander verband und zu einer späten Freundschaft führte, war nicht nur die gemeinsame Frontstellung gegen die liberale, frankophile Soziologie eines René König; es war vor allem ihre großbürgerliche Herkunft, die sie zu elitären Außenseitern in dem kleinbürgerlichen Universitätsmilieu der Nachkriegszeit machte und ihnen einen soziologisch geschärften Blick verlieh – auch für ihren eigenen Anachronismus. Daß die beiden habituellen Geistesaristokraten sich als die letzten Repräsentanten einer großen philosophischen Tradition empfanden, die keine gleichrangige Fortsetzung mehr finden würde, mußte sie gerade für die Zeitdiagnosen Rezzoris hellhörig machen, wiewohl sie es verschmähten, den Namen des allzu populären Parvenus in ihren Schriften zu erwähnen. Jedenfalls hat Rezzori mit seinem »ironischen Konservatismus« und »austrazischen Nihilismus« eine Kritik am »Humanitarismus« und »Eudämonismus« der anbrechenden Konsumgesellschaft feil-letonistisch vorformuliert, wie sie wenig später von Gehlen und Schelsky theoretisch ausgearbeitet werden sollte. Mag Dornuf die inspirierende Rolle

Rezzoris insgesamt auch überbewerten – ihm selbst jedenfalls hat sein Held allemal Inspiration genug geboten, um diese pointierte und anekdotenreiche Kurzeinführung in die deutsche Nachkriegssoziologie zu verfassen. Wie stets gelingt es dem brillanten Essayisten Dornuf auch in diesem Buch, gewichtige Themen mit sprachlicher Leichtigkeit zu präsentieren, und so haben diese »Minima Soziologica« nur einen Fehler: sie sind entschieden zu kurz.

Siegfried Gerlich

## Sehnsucht nach Hellas

Frank Lisson: *Hellas als unerreichbare Gegenmoderne. Die Entstehung des tragischen Bewußtseins aus der Griechensehnsucht in der deutschen Altertumswissenschaft zwischen 1800 und 1875*, Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2013, 364 S., 98,80 €

Frank Lissons Dissertation hat sich ein großes Thema vorgenommen, das für Ideengeschichte und Identität Deutschlands zentral ist wie kaum ein zweites: die Orientierung an der – vor allem griechischen – Antike. In einer instruktiven Einleitung zeigt er, wie das Land der Sehnsucht zum Ideal und kritischen Instrument wurde, um die entfremdenden Tendenzen der

Moderne zu kritisieren. Damit war aber immer ein tiefer Skeptizismus verbunden, die Frage, ob »die Modernen« die antike Welt überhaupt verstehen würden. Ein hilfreicher Überblick zeigt die Ausgangspositionen im 18. Jahrhundert:

Es ergibt sich ein weites Spektrum zwischen Johann Gottfried Herder und Friedrich Ast. Besonders hilfreich ist die Durchsicht durch deutschsprachige Darstellungen der griechischen Geschichte und ihre Rezeption.

Das Verhältnis von Antike und Moderne wird dann, allzu sehr an den gängigen Schemata der

Diskursanalyse orientiert, bei Wilhelm von Humboldt und Friedrich Schlegel aufgesucht. Humboldt zeigt eine gewisse Ambivalenz: Bei aller Bewunderung gesteht er zu, daß die griechische Kultur auf einen sehr kleinen Themen- und Problembereich begrenzt sei. Das Studium der Modernen sei faszinierender. Schlegel hingegen nutzt die Antike-Sehnsucht zu einer beißenden Modernekritik. Hier fehlt bei Lisson die Frage, wie sich die Annäherung an die altindischen Zeugnisse zu der Griechensehnsucht verhält.

Intensive Studien zu August Boeckhs Formel vom »Erkennen des Erkannten« und dem Verständnis der Altertumswissenschaften als »lebendige Anschauung« seit F. A. Wolf und Winckelmann schließen sich an. Sie waren auch für Nietzsches Griechenlandbild eine unumgängliche Voraussetzung. Es sollte beim »Studium der Alten« keineswegs nur um Philologie, sondern um die Gewinnung eines humanen Maßstabs gehen. Dies steht im Kontext eines Bewußtseins für den Wertzerfall und die Verhäßlichung in der Moderne. Einen besonderen Fokus legt Lisson auf die Aneignung des Tragischen. Obwohl neben Nietzsches *Geburt der Tragödie* auch Hegels Antigonedeutung zu Wort kommt, hätte man sich hier vertiefende Überlegungen zu Hölderlin

und dem Verhältnis von Eigenem und »nächstem Fremden« (U. Hölscher) gewünscht. So facettenreich auch die abschließenden Überlegungen zum Verhältnis von »Kultur« und »Zivilisation« und zum Unbehagen an der Demokratie sind

– das ausgehend von Grotes Studien zur attischen Demokratie debattiert wurde –, Lisson bleibt die Antwort auf manche Fragen schuldig. Ist das Gegenmodell Hellas abgelebt oder kann sich an ihm eine »andere Moderne« (M. Stahl) entzünden? Dies erforderte weitergehende Blicke ins 20. Jahrhundert, auf Heidegger

und den Georgekreis. Lisson hat eine kluge, perspektivenreiche Studie auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung vorgelegt, die das Thema aber keineswegs ausschöpft.

Harald Seubert

## Fast vergessen: Eduard Spranger

Volker Gerhardt u.a. (Hrsg.): *Jahrbuch »Politisches Denken« 2013*, Berlin: Duncker & Humblot 2014, 251 S., 59,90 €

Das *Jahrbuch »Politisches Denken« 2013* ist bereits der 20. Jahrgang der renommierten Zeitschrift. Sie markierte vor 20 Jahren eine Zäsur, da Carl Schmitt für die Autoren offenkundig wegweisender als Theodor W. Adorno oder Max Horkheimer war.

Die aktuelle Ausgabe gliedert sich in drei Abteilungen. Neben den Aufsätzen, von denen Clemens Kaufmanns »Beobachtungen zu Henning Ottmanns ›Geschichte des politischen Denkens‹« hervorsticht, und den Rezensionen sowie Rezensionsabhandlungen lautet das Schwerpunktthema:

»Vom Ende der ›geisteswissenschaftlichen Pädagogik‹«. Anlaß war der 50. Todestag Eduard Sprangers, eines der führenden Vertreter der Erziehungswissenschaften des 20. Jahrhunderts, dessen Werk zwischen Philosophie, Pädagogik und Psychologie zu verorten ist. Der Berliner Gelehrte führte die lebens-, geschichts- und kulturphilosophische Tradition seines Lehrers Wilhelm Dilthey weiter. Sechs Beiträge widmen sich Sprangers Bedeutung. Detlev Garz beschreibt den Niedergang der geistesgeschichtlichen Pädagogik, Gerd F. Hepp fügt einige Gedanken zum heute so drängenden Verhältnis von Ökonomie und Bildung hinzu. Herauszustellen sind die Erörterungen des Passauer Historikers Hans-Christof Kraus über die Relevanz Sprangers für den »Berliner Geist«. Hingegen lassen die Ausführungen des Schmitt-Experten Reinhard Mehring partiell zu wünschen übrig, der in seinem Text »Spranger



und die philosophische Pädagogik« die Nuancen im Verhältnis Sprangers zum Nationalsozialismus unberücksichtigt läßt. Zu grobschlüchtig sind auch die Darlegungen über die Relation des Materialismus zum Nationalsozialismus. Manfred Seidenfuß' Hinweise zu »Eduard Spranger und seine »Gedanken über Lehrerbildung« und Georg Zenkerts Stellungnahme zu Sprangers Berufung auf Humboldt und dessen Reformideen runden den zentralen Abschnitt des Jahrbuchs ab. Nicht zuletzt deshalb, weil der Band eine heute weitgehend verschüttete Traditionslinie der deutschen Geistesgeschichte wieder an die Oberfläche befördern will, ist sein Studium wärmstens zu empfehlen.

Felix Dirsch

## Du lachst noch?

Frank Lisson: *Humor. Warum wir lachen*, Springe: zu Klampen 2014. 152 S., 18 €

Den Ursachen des Humors ist der Kulturwissenschaftler Frank Lisson in einer kleinen Studie nachgegangen. Interessant ist sein Buch vor allem, weil es die Ursachen des Lachens und des menschlichen Humors zu ergründen versucht sowie die daraus gewonnenen Erkenntnisse in einen philosophischen Zusammenhang stellt.

So beginnt Lisson sein Vorwort mit folgender, den Inhalt bereits zusammenfassender Aussage: »Ohne das Komische in der Welt wäre das Leben wahrscheinlich unerträglich.« So habe der Humor eine für die menschliche Seele wichtige Funktion, lenke er doch von den Qualen unserer Existenz ab, ermögliche uns Distanz, führe psychische wie physische Entspannung herbei. Er arrangiert uns mit der unperfekten Welt und lindert die Verzweiflung an ihr. Nicht grundlos wird der Humor deshalb von manchen Theologen als »satanisches« Werk mißtrauisch beäugt, so wie auch manch aufgeklärter, rationaler Zeitgenosse sich ihm

in seiner Ernsthaftigkeit entfremdet. Der Humor zählt für Lisson zu den »rätselhaftesten Erscheinungen der menschlichen Existenz«, die uns zudem von der Tierwelt trennt. Auch sagt er viel über uns aus: »Ander als Trauer oder Schmerz basiert Humor nicht auf Affekten, sondern auf mentaler Leistung, woraus sich ganz verschiedene Formen des Humors ergeben. Worüber jemand lacht, verrät, wie es geistig um ihn bestellt ist, auf welchem kulturellen oder intellektuellen Niveau er sich bewegt.«

Den Ursprung des Lachens verortet Lisson in der Urzeit, als ein Mißgeschick zu Reaktionen der Schadenfreude und des Spotts bei anderen geführt haben muß. Dieser Humor begegnet uns noch heute mit der Banane, auf der ein Pasant ausrutscht, oder dem Stein, über den er stolpert. Das Lachen hilft Menschen, besser mit einer unglücklichen Situation umzugehen, ihren bekannten Schrecken zu bannen sowie auf den Verspotteten erzieherisch einzuwirken. So hat der Humor auch eine gemeinschaftsbildende Funktion. Er wirkt deeskalierend, zeigt Gewogenheit und Gemeinsamkeit. Lisson beschreibt den Stil einiger bekannter Komiker:

Karl Valentin, Lorient, Otto, Didi Hallervorden, »Dittsche« und »Stromberg«. Gelegentlich verliert sich Lisson etwas in philosophischen Exkursen, die weit vom Thema abführen und wie Füllstoff wirken. So hätte man sich beispielsweise weniger Text zu Thomas Bernhard gewünscht und mehr zur historischen Funktion von »Ekel Alfred« oder Bülent Ceylan. Der Großteil des Bandes ist aber spannend geschrieben und bringt die unterschiedlichen Formen des Humors nahe: Albernheit, pointierter Witz, Höflichkeitslächeln, Absurdität bis zur Grenze des guten Geschmacks. Lisson spart dabei nicht mit

Seitenhieben auf das etablierte linke Kabarett der Bundesrepublik als »integralen Teil des Medienbetriebs«, das seit Jahrzehnten Rituale abspielt und politisch-korrekt erstarrt ist. Der öffentliche Humor zeige eben auch politische Deutungshoheiten, auf die der Oppositionelle wiederum mit Ironie oder bitterem Zynismus antwortet.

Claus-M. Wolfschlag

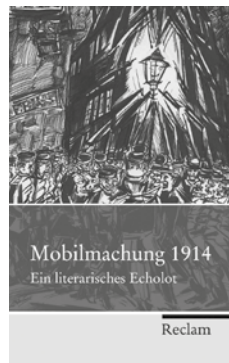
## Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut

Matthias Steinbach (Hrsg.): *Mobilmachung 1914. Ein literarisches Echolot*, Stuttgart: Reclam 2014. 288 S., 12,95 €

Das Wort »Echolot« im Untertitel dieser Zusammenstellung ist in Anspielung auf das weltberühmte *Echolot*-Projekt Walter Kempowskis gewählt: Hier wie dort wird der Ablauf eines historischen Großereignisses anhand von Zitaten und längeren Textpassagen atmosphärisch nachgezeichnet: Auswahl und Anordnung waren bei Kempowski die eigentliche künstlerische Leistung, sie sind es im vorliegenden Falle auch, jedoch erhebt Matthias Steinbach nicht denselben Anspruch. Er hat Selbstzeugnisse von über hundert

Schriftstellern, Künstlern und Politikern ausgewählt und mit einer knappen Einleitung versehen. Sie umfassen den Zeitraum von Juli 1914 bis Juli 1916. Plastisch werden »Der Geist von 1914« und das »Augusterlebnis« (siehe auch die Texte in dieser *Sezession*) – und die Ernüchterung, die spätestens nach den verheerenden Abnutzungsschlachten bei Verdun einsetzte. Wichtig wäre, daß Steinbach einen Band bis 1918 folgen ließe: Die ein oder andere Kriegstrompete sähe sich dann zur Friedensposaune umgedengelt – heftig bemüht, die Klänge von 1914 zu überspielen.

Götz Kubitschek





»Immer wenn ich Nazivergleiche lese, denke ich: Da sind jemandem die **Argumente** ausgegangen.« (Harald Martenstein, *Zeit*)

ISBN: 978-3-944901-03-9  
100 Seiten  
8,50 Euro



»Einen Gegner wie Josef Kneifel hatte die DDR nur einmal.« (*Der Spiegel*)

ISBN: 978-3-944901-02-2  
100 Seiten  
8,50 Euro



»Wir sind nicht nur Verschwörer, sondern **Gläubige**, wir wollen nicht nur Revolutionäre, sondern, soweit als möglich, **Wiedererwecker** sein.« (Giuseppe Mazzini, Gründer *Junges Europa*)

ISBN: 978-3-944901-01-5  
100 Seiten  
8,50 Euro



**BLAUE NARZISSE**  
lesen und handeln

BlaueNarzisse.de — Magazin für Jugend, Identität und Kultur. Bestellen: laden.blauenarzisse.de oder antaios.de.  
Tel. 0371 / 45005761 Fax: 03212 / 1015514  
E-Post: redaktion@blauenarzisse.de  
Felix Menzel, Frankenberger Str. 136, 09131 Chemnitz

## Hört! Stahlgewitter!

Tom Schilling liest Ernst Jüngers *In Stahlgewittern*. Das irritiert zunächst, weniger wegen der jungen (Jünger war neunzehn, als er in Stahlgewittern stand und kauerte, und als er 1920 das Erlebte niederschrieb), sondern der weichen Stimme. Jünger, wie man ihm im Ohr hat, knarrte ja. Die Dissonanz zwischen dem kämp-



fenden, frierenden Ich im Graben und der knabenhaft kriegsfernen Stimme verflüchtigt sich aber rasch. Schilling, der sich in Interviews für »altmodisch« ausgibt und jüngst zum »Krawattenmann des Jahres« gewählt wurde, hat bereits sowohl Hitler dargestellt (in George Taboris *Mein Kampf*) als auch einen stillen Widerständler (2004 im Film *Napola*); als Darsteller sind ihm weder die lauten noch die leisen Töne der Zeit fremd. Auch darum entwickelt das Hörbuch einen ähnlichen Sog wie das bücherne Vorbild. Als »Anhang« auf der zehnten Silberscheibe im Schuber (dessen Gestaltung die modern wirkende Optik der *Stahlgewitter*-Erstauflage aufnimmt) ist Ernst Jünger im Originalton zu hören: seine Rede zur Verleihung des Goethepreises im Jahr 1982. Die Auszeichnung war seinerzeit ein Politikum. Die Grünen beklagten lauthals, daß der Preis an einen »durch und durch unmoralischen Menschen« verliehen werde: »Uns ist es relativ gleichgültig, ob Ernst Jünger ein guter oder schlechter Schriftsteller ist. Er war unbestritten ein ideologischer Wegbereiter des Faschismus und ein Träger des Nationalsozialismus von Kopf bis Fuß. Ein Kriegsverherrlicher und erklärter Feind der Demokratie.« In weiten Kreisen sah man die Preisvergabe als Versuch an, die Republik »wieder nach rechts zu verschieben.« Jünger nimmt in seiner Dankrede ausführlich bezug auf diese Vorwürfe: »Auch die Inquisition ist säkularisiert. Wie einst der konfessionellen, spürt sie heute der politischen Abweichung nach. Dem Zeitalter des Anstreichers ist das Zeitalter der Anbräuner gefolgt.« Leise im Hintergrund vernimmt man ein Rauschen im Saal.

Ernst Jünger: *In Stahlgewittern*, ungekürzte Lesung von Tom Schilling – zehn Audio-CDs, Laufzeit 733 Minuten, Hörverlag, ca. 35 €.

## Deutsche auf fremden Thronen

Mit fünf Ausnahmen waren sämtliche europäische Staaten am Vorabend des Ersten Weltkriegs erbliche Monarchien. Die Mehrzahl der Monarchen war deutscher Herkunft im Mannesstamm, in andere Dynastien hatten Prinzessinnen deutscher Abstammung eingeheiratet. Die deutsche Abstammung und Versippung spielte in der Vorgeschichte des Kriegs eine größere Rolle, als gemeinhin gesehen wird. Menno Aden und Franz Rader zeigen in ihrem Büchlein *Deutsche auf fremden Thronen. Vom Mittelalter bis in unsere Tage*, (= *Eckartschrift* 215, 120 S., 9,30 €), wie sich durch das weltgeschichtlich einzigartige europäische Erbrecht eine Führungsschicht von eher europäisch als national denkenden Personen herausbildete, die 1914 zerbrach. Heute irritiert es, wie sich »vollblütige« Deutsche als überzeugte Russen (Zar Alexander III.), Briten (Eduard VII.) oder als »guter Rumäne« (König Ferdinand) darstellen konnten. Kenntnisreich und überdies unterhaltsam werden die bedeutenden Dynastien in ihren Verzweigungen dargestellt, von den bekannten Linien wie den Sachsen-Coburgern und den Nassau bis zum »König von Korsika«, Kaiser Maximilian von Mexiko und diesem Kuriosum: der Hochstapler Otto Witte, dessen Grabschrift auf »ehem. König von Albanien« lautet.

Bezug: Österreichische Landsmannschaft, Fuhrmannngasse 18a, 1080 Wien; info@oelm.at.

## Trakt I: Die Wälder sind noch grün

August 1917. Die Österreichisch-Ungarische Monarchie kämpft an der Südfront der Mittelmächte gegen das Königreich Italien, das der Entente zugehörig ist. Der Fluss Isonzo ist ein



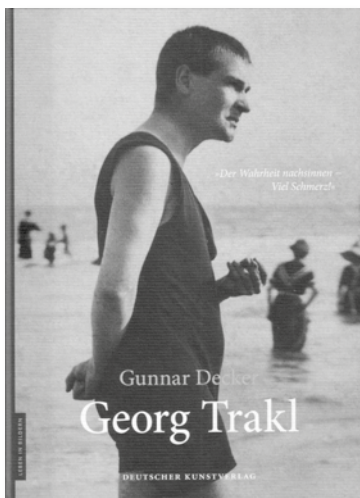
Schauplatz des Stellungskrieges um Berge und Täler, mit hunderttausenden Toten auf beiden Seiten der Kriegsparteien. Inmitten des Trommelfeuers aus tausenden Geschützen, Giftgas-



und Fliegerangriffen: der böhmische Hauptmann Jan, großbürgerlicher Herkunft und der Kärntner Handwerkersohn Jakob, die als einzige Überlebende eines Artillerieangriffs der Italiener ihren Artilleriebeobachterposten in den Julischen Alpen halten. Der Hauptmann ist schwer verwundet, und der junge Soldat wurde erst kürzlich zur Front eingezogen. Da die nächste Angriffswelle der Italienischen Armee in der 11. Schlacht am Isonzo unmittelbar bevorsteht, darf die strategisch wichtige Feuerlenkstelle nicht verlassen werden. Jakob bleibt mit dem sterbenden Hauptmann alleine auf Posten. Die einzige Verbindung nach außen ist das Feldtelefon. Inspiriert wurde der am 12. September anlaufende Film *Die Wälder sind noch grün* (Regie: Marco Nabersnik, Produktion: Robert Hofner) vom Georg-Trakl-Gedicht »Die Menschheit«. [www.die-waelder.com](http://www.die-waelder.com)

### Trakl II: Bildband zum Todesjahr

Der Dichter Georg Trakl verstarb am 3. November 1914 an Herzlähmung, hervorgerufen wohl durch eine Überdosis Kokain, die er in der Psychiatrischen Abteilung des Krakauer Garnisonspitals zu sich genommen hatte. Er war dort hin zur Beobachtung eingewiesen worden, nachdem ihn seine Kameraden an dem Versuch gehindert hatten, sich zu erschießen. Dieses Vorhaben wiederum war in Trakl gereift, nachdem er das Grauen eines Feldlazarets an der Gali-



zischen Front und das Chaos eines heillosen Rückzugs hatte miterleben müssen (in *Sezession* 58/2014 ist die Dichtung, die unmittelbar aus diesem Erleben heraus entstand, Gegenstand eines Beitrags). Anlässlich des 100. Todestags Trakls hat der renommierte Deutsche Kunstverlag einen Bildband veröffentlicht. Er ist Teil der Reihe »Leben in Bildern«, in der auch Bände zu Gottfried Benn, Hugo v. Hofmannsthal und Kurt Vonnegut erschienen sind (jeder hat knapp 100 Seiten und kostet 19,90 €).

Den Band über Trakl hat Gunnar Decker zusammengestellt. Der Publizist hat schon über Ernst Jünger, Gottfried Benn, Franz Fühmann, Georg Heym und Vincent van Gogh dickleibige Bücher geschrieben, jüngst auch noch über Hermann Hesse, und es ist ihm gelungen, jeden ein-

zeln als recht netten, »interessanten« Zeitgenossen darzustellen. Da im Trakl-Band die Bilder dominieren, ist das nicht schlimm, sondern nur schade: Decker erzählt, was man wissen muß, um einzusehen, daß man Trakls Gedichte nicht mit herkömmlichem Besteck verspeisen kann. Die Bildauswahl indes läßt nichts zu wünschen übrig. Man wünschte sich einmal die sechs, sieben berühmten Trakl-Portraits nebeneinandergelegt, und groß: Je nach Gemütslage bräche Panik aus. Allerdings kaum bei Gunnar Decker.

### Zwischen der Wildnis: Truntlack

Truntlack ist einer der »Namen, die niemand mehr nennt« (Gräfin Dönnhoff) und die deshalb aus unserem kulturellen Gedächtnis verschwinden. Nicht die Umbenennung ist hier die Ursache, sondern die völlige Auslöschung des Ortes selbst. Es handelte sich bei Truntlack um ein ostpreußisches Rittergut, durch dessen Besitzungen die heutige Grenze zwischen Polen und Rußland verläuft. Das Rittergut selbst liegt auf russischer Seite. Von ihm ist nicht mehr geblieben als ein paar Bäume, an denen man die Wege errahnen kann und einige Fundamente. Auf heutigen Karten gibt es für diese Wüstung nicht einmal mehr einen Namen.

Dabei konnte dieses Gut 1945 auf eine für ostpreußische Rittergüter typische Geschichte zurückblicken. Seit 1469 durchgehend in Familienbesitz, 1885 mangels direkter Nachfahren schließlich in eine Familienstiftung umgewandelt, hat das Gut die Besetzung durch die Russen im Ersten Weltkrieg heil überstanden, um dann der zweiten, diesmal dauerhaften Besetzung, zum Opfer zu fallen. Dabei gab es in Truntlack bis 1945 ein einzigartiges Gutshaus aus dem 17. Jahrhundert, einen wunderschönen Park, eine funktionierende Landwirtschaft und eine bodenständige Bevölkerung.

Es ist der treuen Verbundenheit eines der Nachfahren der Gutsherren zu verdanken, daß dieser Name noch einmal aus der Vergessenheit gerissen wurde. Er hat den Berliner Architekturhistoriker und Ostpreußenspezialisten Wulf Wagner mit der Geschichte des Gutes betraut. Was zu Beginn als Sammlung von Verträgen und Urkunden geplant war, hat sich zu einer zweibändigen, detailfreudigen und reich bebilderten Geschichte ausgewachsen (ein weiterer Band zur Bevölkerungsgeschichte anhand der Kirchenbücher ist angekündigt): *Das Rittergut Truntlack 1446–1945. 499 Jahre Geschichte eines ostpreußischen Gutes*, 2 Bde, Husum 2014, 756 S., 49,95 €). Es ist der Kennerschaft Wagners zu verdanken, daß daraus keine spleenige Liebhaberei, sondern ein Geschichtswerk geworden ist.

Wagner hat Quellen ausfindig gemacht, die es ihm ermöglichen, die Existenz des Gutes lückenlos nachzuvollziehen. Eine wesentliche Leistung ist die Einbettung des Mikrokosmos Gut in den Makrokosmos der deutschen (und europäischen) Geschichte. Die Beschreibung des Gutes, seiner Bauten und seiner rechtlichen Verhältnisse steht dabei beispielhaft für zahlreiche

andere ostpreußische Güter. So ist es Wagner gelungen, die Leistungen eines halben Jahrtausends deutscher Kulturarbeit im Osten lebendig werden zu lassen: wo im 15. Jahrhundert Wildnis war, ist heute wieder welche.

### **The Beast of Berlin**

Der Erste Weltkrieg war nicht nur in technischer Hinsicht der erste total geführte Krieg – auch auf dem Gebiet der Massenmanipulation entwickelten sich unter dem Eindruck neuer Möglichkeiten wesentlich effizientere Strategien. Das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe zeigt in einer Ausstellung (»Krieg & Propaganda 14/18« vom 20.06.–2.11.2014) über 400 Exponate, darunter Plakate, Grafiken, Postkarten, Photographien, Skulpturen und Alltagsgegenstände sowie originale Ton- und Filmaufnahmen. Dabei werden einige Künstler vorgestellt, die sich in den Dienst der Kriegspropaganda stellten: u.a. der niederländische Karikaturist Louis Raemaekers (1869–1956), der seinem Publikum Wilhelm II. als Schlächter und die belgische Zivilbevölkerung als wehrloses Opfer zeigte; der Franzose Jules Abel Faivre (1867–1945), dessen bekannteste Arbeit ein Entwurf mit dem Titel »On les aura!« für die zweite französische Kriegsanleihekampagne 1916 war; der erfolgreichste Plakatgestalter der USA, James Montgomery Flagg (1877–1960), dessen Uncle Sam-Motiv mit dem Spruch »I want YOU for US-Army« noch heute als Vorlage für alle möglichen Persiflagen dient; der Künstler der Wiener Werkstätte, Carl Otto Czeschka (1878–1960) oder Fritz Erler (1868–1940), dessen Kriegsanleiheplakate wohl mit die bekanntesten in Deutschland sind. Im Bereich Filmpropaganda werden Sequenzen u.a. aus *The Kaiser, the Beast of Berlin* (1918) von dem deutschen Auswanderer Carl Laemmle (1867–1939) gezeigt. Daneben bietet die Ausstellung Einblicke in die Erinnerungskultur der Kriegsteilnehmer, zeigt persönliche Photoalben, Tagebücher und Ausrüstungsgegenstände. Wer sich dem Krieg kulinarisch nähern möchte, wird an etlichen Rübenrezepten seine Freude finden.

Durch Auswahl und Inszenierung der Exponate wird deutlich, daß sich die Kuratoren dem aktuellen Stand der Forschung nicht verschlossen haben; die Thesen von Clark und Munkler finden auch beim Betrachten der zeitgenössischen Propaganda ihre Bestätigung. [www.propaganda1418.de](http://www.propaganda1418.de)

### **IFS-Sommerakademie: Kulturkritik**

Kulturkritik ist banal, wenn sie vom Ressentiment getragen wird: Der Bürger, der die Unruhe scheut, möchte das Gewohnte hören, sehen und erleben, und so setzt er den Schnitt dort, wo für ihn die Provokation durch die Kunst zu aufregend wird. Er hält das für Kulturkritik. Daß er leider der Typ ist, der sich auch von der Wucht eines Erbes nicht erschüttern läßt, macht ihn samt seiner banalen Kritik so unsympathisch.

Eine Kulturkritik, die nicht so leicht auszuhebeln wäre, bedarf einer eingehenden Analyse der Gegenwart und einer konkreten Vorstellung

vom richtigen Leben. Die Kunst der Kulturkritik besteht in der Balance zwischen den Neigungen zur Flucht und gleichzeitig zum Widerstand innerhalb der Gegenwart. Einsamkeit oder Hybris? Hoffentlich gibt es Alternativen!

Dem allem gilt es nachzuspüren. Das Institut für Staatspolitik unternimmt dies zweimal im Jahr mittels seiner schon legendären Sommer- und Winterakademien. War die »Kulturkritik« bislang implizit immer Thema, geht es bei der 15. Sommerakademie explizit um die Möglichkeiten und Konsequenzen dieser ambivalenten Haltung zu unserer Zeit. Dazu werden auf dem Rittergut Schnellroda vom 3. bis 5. Oktober 2014 sieben Vorträge zu hören sein, Platz ist für 50 Teilnehmer. Wer teilnehmen möchte, sollte sich schnell anmelden, erfahrungsgemäß sind die Akademien rasch ausgebucht.

Kulturkritik unter dem Blickwinkel von Malerei, Literatur, Popkultur; Kulturkritik entlang der Klassiker Ludwig Klages und Martin Heidegger; rechte und linke Kulturkritik: Referieren werden Erik Lehnert, Martin Lichtmesz, Frank Lisson, Baal Müller, Michael Rieger und andere. Unter [www.staatspolitik.de](http://www.staatspolitik.de) gibt es einen Anmeldebogen und die Tagungsfolge.

### **Der Gerade Weg**

Kaum 13 Monate lang konnte die Münchener Wochenzeitschrift *Der Gerade Weg* unter der Redaktion des katholischen Konvertiten Fritz Gerlich erscheinen, nämlich von 1932 bis 1933. 1934 wurde Gerlich im KZ Dachau ermordet, zum Fallstrick war dem konservativen NS-Gegner unter anderem eine Satire mit dem Titel »Hat Hitler Mongolenblut?« geworden. Seit 1977 erscheint *Der Gerade Weg* als Organ der im gleichen Jahr gegründeten Katholischen Jugendbewegung (KJB). Die aktuelle Ausgabe widmet sich unter anderem der ökonomischen Denkrichtung des Distributismus, der als »dritter Weg« und katholische Antwort auf Sozialismus und Kapitalismus verstanden wird. Distributistische Vorstellungen gehen auf Papst Leo XIII. zurück und wurden im 20. Jahrhundert von G.K. Chesterton und Hilaire Belloc ausgearbeitet. Als ideal gilt eine breite Verteilung von Produktionsmitteln im Volk, anstatt sie dem Staat oder wenigen Großunternehmen in die Hände zu geben. Weitere Artikel setzen sich mit »Romantischen Paradigmen« (bejahend), der sogenannten Vatikanumfrage und den »Gefahren des Pseudo-Traditionalismus« auseinander, mit jenen »halben« Katholiken, die sich aus Müdigkeit »mit einem Jein durchs Leben lavieren. (...) Seien wir anders als die Welt! Hüten wir uns vor »Sonntag-schristentum«! Brennen wir!« Daß erhebliche Vitalität im Anliegen steckt, wird auch an der großen Bilderstrecke ersichtlich, die eine teilnehmerreiche Prozession durch die Münchener Innenstadt im Rahmen des letzten KJB-Deutschlandtreffens zeigt.

*Der Gerade Weg* erscheint quartalsweise, ein Jahresabonnement kostet 12 €. Kontakt: Der Gerade Weg, Johann-Clanze-Str. 100B, 81369 München; [www.dergeradeweg.com](http://www.dergeradeweg.com).

# Sezession

## Programm und Redaktion

*Sezession* ist eine politisch-kulturelle Zeitschrift. Gebildet, widerborstig und konservativ zu sein ist das Gebot der Stunde: Wer einigermaßen wachen Auges und Geistes in Deutschland lebt, wird nach rechts blicken, wo verantwortungsbewußt gedacht und argumentiert wird.

*Sezession* bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechsmal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – dreimal thematisch gebunden, dreimal in einem offenen Heft.

*Sezession* wird vom Institut für Staatspolitik herausgegeben, unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stockler, Ellen Kositzka, Götz Kubitschek (ViSDP) und Erik Lehnert.

## Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

## Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

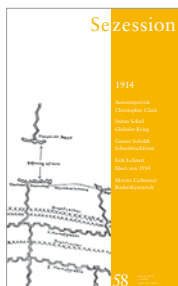
- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

## Ihre Prämie 2014

Neuabonnenten des Jahrgangs 2014 erhalten drei Hefte aus dem *Sezession*-Archiv als Prämie: Heft 34, 35 und 50.

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
D-06268 Steigra

# Überblick 2014, 12. Jahrgang



**Heft 58 / Februar / 11 €**

**Thema: »1914«**

60 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt  
Christopher Clark

Erik Lehnert  
*Ideen von 1914*

Stefan Scheil  
*Globaler Krieg*

Lexikon intellektueller  
Freiwilliger



**Heft 61 / August / 11 €**

**offenes Heft**

60 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt  
Alexander Dugin

Martin Grundweg  
*Augusterlebnis 1914*

Martin Lichtmesz  
*Identitärer Frühling*

Erik Lehnert  
*Jüngers Marmorklippen*



**Heft 59 / April / 11 €**

**offenes Heft**

60 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt  
Golo Mann

Karlheinz Weißmann  
*Neuer Realismus*

Götz Kubitschek  
*Neurechte Romantik*

Michael Rieger  
*Literatur 1944*



**Heft 62 / Oktober / 11 €**

**Thema: »Kulturkritik«**

60 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt  
Friedrich Sieburg

Götz Kubitschek  
*Abstand*

Frank Lisson  
*Nostalgie*

Martin Lichtmesz  
*Popkultur*



**Heft 60 / Juni / 11 €**

**Thema: »Demokratie«**

60 Seiten, Beiträge u. a.:

Martin Grundweg  
*Demokratie von rechts*

Stefan Scheil  
*Demokratie in Deutschland*

Norbert Borrmann  
*Demokratisch bauen*

Manfred Kleine-Hartlage  
*Unwörter-Lexikon*



**Heft 63 / Dezember / 11 €**

**offenes Heft**

60 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenporträt  
Gustav Wyneken

Thorsten Hinz  
*25 Jahre Mauerfall*

Wiggo Mann  
*Neuordnung Europas*

Manfred Kleine-Hartlage  
*Neue Begriffe*

»... während Deutschlands Handel jetzt das Fünffache dessen beträgt, was er im Jahre 1870 betrug, beträgt der englische Handel nur das Zweiundeinhalbfache des einstigen Umfangs. Für eine Handelsnation wie England ist dies eine sehr ernste Situation. Sie betrifft das Herzstück der Existenz der Nation. Demzufolge stand Großbritannien vor der Alternative, bessere Arbeitsgewohnheiten, verbesserte Maschinen, bessere Ausbildung, bessere Fremdsprachenkenntnisse zu erlangen – was heißt: fleißiger, weniger luxuriös und arbeitsamer zu sein – oder zu kämpfen. Aber England war nicht daran gewöhnt, seine eigenen Kämpfe durchzustehen, ausgenommen mit der Flotte. Seine anderen Kollegen, deren Wohl ihm Herzensangelegenheit war, konnten für England in den Kampf ziehen, es war für England also nicht sehr schwer, seine Wahl zu treffen. Das ist die wirkliche Erklärung für den gegenwärtigen Krieg.«

Bernhard Dernburg: »Germany and England – the Real Issue«, in: *The Saturday Evening Post* (Philadelphia) vom 21. November 1914